

Kriegerischer Frieden

Ausgabe Nr. 24, 04. Dezember 2012



Am 10. Dezember ist es wieder soweit: der Friedensnobelpreis wird verliehen. In diesem Jahr darf sich niemand Geringeres als die Europäische Union über den Preis freuen. Während sich gefreut und darüber geredet wird, wie die EU den Frieden nach Europa brachte, ist kaum Kritik zu vernehmen. Dabei sind EU-Länder an kriegerischen Einsätzen auf dem gesamten Globus beteiligt und spielen bei der Rüstungsproduktion eine erhebliche Rolle. So ist Deutschland im Rüstungsproduktionsranking auf Platz drei weltweit und unter anderem seit elf Jahren in Afghanistan im Einsatz. Frieden sähe anders aus. Auch innerhalb der Linken gibt es irritierende Haltungen bei der Frage, wie man es eigentlich halten sollte mit dem Krieg. Befürwortungen werden auch bei sich als links bezeichnenden Menschen immer wieder laut. In den Hintergrund gedrängt wird die sich zwar in den letzten Jahrzehnten und Jahrhunderten verändernde, aber noch immer existente imperialistische Dominanz einiger Staaten und Verbündeter, die den Frieden als Legitimation für militärische Einsätze immer wieder in Stellung bringen.

Gründe genug, um einen Blick auf aktuelle linke Antimilitarismus- und Antiimperialismusdebatten zu richten, um Diskussionen und Interventionen nachzuzeichnen. Und so appellieren die ersten drei Rezensionen, Antiimperialismus wieder verstärkt in linke Politik einzubinden: Zu Beginn bespricht Jens Zimmermann in [Antiimperialismus revisited](#) einen Sammelband der *Linksjugend Solid* und stellt heraus, dass in der Broschüre die Reaktualisierung theoretischer Positionen und empirischer Befunde des Antiimperialismus gelungen sind. Christin Bernhold empfiehlt in ihrer Rezension [Imperialismus: Alter Wein in neuen Schläuchen](#) den Begriff Imperialismus aus dem Theorie-Museum zu holen, denn dieser sei für die heutige Linke substantiell. In ebenjenes Museum begibt sich Christian Stache mit seiner Rezension [Von der bestimmten Negation der klassischen zur neuen Imperialismustheorie](#). In dem bereits 1978 erschienenen Buch „Marx, Engels und die Imperialismustheorie der II. Internationale“ vertritt Hans-Holger Paul die These, dass durch die direkte Lektüre des Marxschen „Kapital“ (unter anderem durch Engels) die Befürwortung von Imperialismus seitens der RevisionistInnen und ReformistInnen zu erklären ist. Einer auch aktuell immer wieder aufscheinenden Debatte beim Thema Antimilitarismus, die mitunter auch große zivilgesellschaftliche Aufmerksamkeit erregt, widmet sich Sebastian Friedrich mit [Forschung und \(Anti-\)Militarismus](#): der Zivilklausel an deutschen Hochschulen. Ein weiterer Strang, der linke Antimilitarist_innen seit jeher beschäftigt, ist der Pazifismus. Einen allgemeinen Blick auf „Pazifismus und Antimilitarismus“ wirft Sebastian Kalicha in [Den „pazifistischen Hammer“ schwingen](#) und bescheinigt dem Einführungswerk durch seine Facettenvielfalt eine Bereicherung für den linken Diskurs zum Thema. Zu Deserteuren im Zweiten Weltkrieg erschien jüngst das Buch „... und wenn sie mich an die Wand stellen“, welches Zülfukar Cetin [bespricht](#) und besonders aufgrund seiner Perspektive aus der Geschlechterforschung sehr lobt. Schließlich wirft Thomas Möller in [Vier Jahre Kampf gegen den Kriegsgeist](#) einen Blick in die politische Biographie des Pazifisten und engagierten Kriegsgegners Bertrand Russel.

In den weiteren Rezensionen befasst sich Dr. Daniele Daude in [Performativität in der Akademie](#) zunächst mit den Theorien zur Performativität von Erika Fischer-Lichte. Den biographischen Roman [„Wie ich im jüdischen Manhattan zu meinem Berlin fand“](#) von Irene Runge hat Heinz-Jürgen Voß gelesen und ist begeistert von der Gelassenheit, die die Autorin trotz nicht immer schöner Erlebnisse behält. In einer weiteren Roman-Rezension widmet sich Paul Gensler dem neuen Philosophen-Roman von Irvin D. Yalom [„Das Spinoza-Problem“](#), welches beim Rezensenten jedoch nicht so gut weg kommt. Zum Schluss geht Ismail Küpeli auf das Buch [„Ordnung und Gewalt“](#) von Stefan Plaggenborg ein, sieht die angestrebten Intentionen jedoch nicht verwirklicht.

Noch ein kleiner Hinweis für die nächste Ausgabe: Im Januar werden wir nicht wie gewohnt am ersten, sondern ausnahmsweise am zweiten Dienstag erscheinen, also dem 8. Januar.

Und jetzt viel Spaß beim kritischen Lesen!

Antiimperialismus revisited



Linksjugend [solid] Hamburg Mit Kapitalismus ist kein Frieden zu machen

Antihegemoniale Positionen zur westlichen Kriegspolitik haben es nicht leicht. Ein Sammelband der Linksjugend [solid] setzt dem etwas entgegen.

Rezensiert von [Jens Zimmermann](#)

Antimilitaristisches und antiimperialistisches Denken hat aktuell nicht gerade Konjunktur in der bundesdeutschen Linken. Gerade in den vergangenen zwanzig Jahren hat es erbitterte innerlinke Debatten um eben jenen Themenkreis gegeben, der noch zu Beginn und weit bis in die Mitte des 20. Jahrhunderts ein Element materialistischer Kapitalismusanalysen (etwa Lenin, Luxemburg) war. Ein Zusammenhang, der getrennt zu werden droht. Dies ist paradox, denn mittlerweile, und da ist den Herausgeber_innen des Sammelbandes „Mit Kapitalismus ist kein Frieden zu machen“ zuzustimmen, ist für viele Krieg „wieder zur zweiten Natur geworden“ (S. 7) und militärische Interventionen zur Sicherung geopolitischer Macht und Ressourcen werden offen in Strategiepapieren mit jenen Interessen legitimiert. Umso mehr scheint also eine Notwendigkeit zu bestehen – wenn man denn Kriege im Kontext der kapitalistischen Produktionsweise begreifen möchte – eine konkrete Analyse „der heutigen internationalen sozio-ökonomischen und geopolitischen Widersprüche auf der Basis der *Kritik der politischen Ökonomie* theoretisch und praktisch neu [zu] formulieren.“ (S. 11) Dieser Aufgabe hat sich die Linksjugend [solid] Hamburg mit einer Veranstaltungsreihe gestellt, deren sieben Vorträge nun in Form eines Sammelbandes erschienen sind. Thematisch decken die Beiträge dabei sowohl eine theoretische Einführung in aktuelle marxistische Imperialismustheorien sowie empirische Analysen und Rekonstruktionen von Kriegen (Afghanistan), Konflikten (Iran) und den neuen strategischen und militärpolitischen Schwerpunkten der Bundeswehr (Afghanistan, Rekrutenwerbung) ab.

Materialistische Imperialismustheorien

Den inhaltlichen Auftakt in den Sammelband macht Klaus Henning mit einem Aufsatz, der sich mit den theoretischen Grundlagen gegenwärtiger Imperialismusanalysen auseinandersetzt. Nach einer kurzen Skizzierung von konservativ-affirmativen und liberalen Imperialismuskonzeptionen, die im Kern imperiale Strategien als Notwendigkeit internationaler Sicherheit propagieren oder die Verflechtung mit ökonomischen Interessen ausblenden, widmet sich Henning den neueren marxistischen Imperialismustheorien von David Harvey und Leo Panitch. Das kritische Moment der beiden Ansätze besteht nach Henning im Versuch der Klärung, „wie gerade aus dem Kapitalverhältnis heraus permanent neue imperialistische Abhängigkeiten und Konflikte auf globaler Ebene entstehen“ (S. 14). Beide Autoren setzen in ihrer Analyse verschiedene Schwerpunkte. Für Panitch ist das Verständnis des Staates als Garant für die „Aufrechterhaltung des kapitalistischen Reproduktionsprozesses“ (S. 19) von zentraler Bedeutung. Der Staat organisiert also unter anderem auch die Expansion des Kapitals, in dem er verschiedene Formen der staatlichen Expansion organisiert. Dies kann zum einen „informell“ geschehen, indem Hegemonialmächte einzelne Staaten in ihrem Einflussgebiet dazu bringen, bestimmte wirtschaftspolitische Konzeptionen zu übernehmen oder „formell“, indem mit militärischen Mitteln

die jeweiligen Gebiete besetzt und kontrolliert werden. Beide Formen können sich dabei ablösen oder in Teilen auch überlappen. David Harveys Analyse fußt dagegen in einer Krisentheorie, nach der das überschüssige Kapital in Zeiten der Verwertungskrise in externe Märkte abfließt. Sind diese Märkte nicht offen beziehungsweise noch nicht geschaffen, wird mittels ökonomischen Druckes oder militärischer Invasion „Marktfreiheit“ geschaffen (S. 24). Harvey erweitert diesen Ansatz, in dem er das in Anlehnung an Marx' „ursprünglicher Akkumulation“ entworfene Konzept der Akkumulation durch Enteignung einführt. Mit diesem Konzept versucht Harvey, Prozesse der Privatisierung von unter anderem Bildung, Wasser und geistigem Eigentum zu erfassen. In extremster Form kann dies auch in Kriegen münden, durch die beispielsweise Energiequellen unter Kontrolle gebracht werden.

Beide Ansätze divergieren vor allem hinsichtlich ihrer Einschätzung der Konfliktlage zwischen den einzelnen imperialen Staaten. Leo Panitch geht mit seinem Begriff des „American Empire“ davon aus, dass die USA in der Lage sind, die anderen Industrieländer an ihrer Seite zu vereinigen und so einen imperialistischen Block zu schaffen (S. 25). Harvey setzt dem entgegen, dass im Rahmen der kapitalistischen Konkurrenz Staaten die Interessen „ihrer“ Kapitale vertreten und es so durchaus zu Konflikten zwischen den einzelnen imperialen Staaten kommen kann. Letzterer Position schließt sich auch Klaus Henning an, in dem er argumentiert, dass gerade in ökonomischen und politischen Krisenzeiten Spannungen zwischen den einzelnen Staaten entstehen können (S. 31), die dann auch imperiale Bündnisse bröckeln lassen. Vor allem die Interessen der EU und asiatischer Staaten in Konkurrenz mit den USA zu treten plausibilisiert seine These.

Pax Transatlantica?

An diesen theoretisch fundierten Beitrag schließt Jürgen Wagner mit einem Aufsatz an, in dem er detailliert die geostrategischen und geopolitischen Ansätze der USA und Europas vergleicht. Dabei diskutiert er ausführlich, welche machtpolitischen Konflikte die verschiedenen Interessen der USA und europäischer Staaten bedingen und welche Strategien beide Akteure zur machtpolitischen Eindämmung Chinas und Russlands gegenwärtig verfolgen. In diesem Kontext fällt auch immer wieder unter dem Namen der „Pax Transatlantica“ eine Neukonfiguration der geopolitischen und militärstrategischen Zusammenarbeit der USA und der europäischen Staaten. Der Idee nach soll den europäischen Staaten von Seiten der USA mehr Mitspracherecht in geopolitischen Fragen zuteilwerden. Im Gegenzug dazu sollen die europäischen Staaten mehr finanzielle und militärische Lasten der gegenwärtigen Kriege übernehmen. Dass dieser Anspruch in der Realität dann aber zu erheblichen Spannung zwischen den USA und den europäischen Staaten führte, allen voran Deutschland und Frankreich, arbeitet Wagner am strategischen Umbau der NATO nach dem Zusammenbruch der Sowjetunion heraus. Mögliche machtpolitische Zugeständnisse an die europäischen Staaten wurden von den USA zurückgewiesen und reklamierten den alleinigen Führungsanspruch. Besonders verschärft wurde die Situation auch von den europäischen Bestrebungen, einen eigenständigen EU-Militärapparat aufzubauen. Wagner zeigt weiter auf, dass die westliche Hegemonie auch durch das ökonomische und politische Aufstreben Russlands und China ins Bröckeln gerät. Dies wird auch in den geopolitischen Strategiepapieren der USA und EU mit Besorgnis zur Kenntnis genommen und als neues Konfliktszenario beschworen. Ob die „Pax Transatlantica“ eine Zukunft hat, ist nach Wagner zu diesem Zeitpunkt ungewiss, denn auch innerhalb der EU sind gerade zwischen Deutschland und Frankreich in jüngster Zeit auf militärpolitischer Ebene deutliche Unstimmigkeiten zu erkennen.

Mit der geostrategischen und völkerrechtlichen Seite des Atomkonfliktes mit dem Iran setzt sich Niema Movassat in seinem Text auseinander. Movassat zeichnet zunächst die Geschichte des Irans im Kontext westlicher imperialistischer Bemühungen nach, welche von der Unterstützung autoritärer Regime, Initiierung von Regimewechseln und nicht zuletzt anfänglicher Unterstützung des politischen Islams reichten. Auch das iranische Atomprogramm, welches gegenwärtig Kern des Konfliktes ist, wurde maßgeblich in den 1960ern und 70ern mit Hilfe us-amerikanischer Technologie und know-how aufgebaut. Das im Zusammenhang mit dem iranischen

Atomprogramm im hegemonialen mediopolitischen Diskurs zentrale Argument, der Iran verstoße gegen internationale Verträge, entkräftet Movassat mit einer Analyse des Atomwaffensperrvertrags, der juristisch auch dem Iran erlaubt, Uran anzureichern. Was steckt also hinter der vermeintlich juristischen Argumentation, der Iran verstoße gegen geltendes Völkerrecht? Movassat macht drei Faktoren aus, die das ungebrochene geopolitische Interesse des Westens am Iran begründen. Zunächst seien die großen Erdölreserven zu nennen, die gerade in den NATO-, EU- und US-Strategiepapieren als wichtige Ressource genannt werden und um die mit anderen Großmächten wie zum Beispiel China konkurriert wird. Der zweite Faktor sei der relativ geringe Einfluss westlicher Regierungen auf die Politik des Irans, was in Zukunft den Zugang zu den fossilen Ressourcen gefährden könnte. Abschließend führt Movassat die geopolitische Funktion des Irans an, der mit seiner Lage am Persischen Golf einen der wichtigsten Handelswege der Weltwirtschaft kontrolliert und aufgrund seiner Nähe zu Irak, Afghanistan und Pakistan eine Scharnierfunktion in der Region hat.

Kampfzone Naher Osten

Auch zwei weitere Aufsätze beschäftigen sich mit der politischen Lage im Nahen Osten als gegenwärtigem Kriegsschauplatz. Lühr Henken setzt sich in seinem Artikel kenntnisreich und detailliert mit der NATO-Strategie in Afghanistan auseinander und rekonstruiert in diesem Rahmen auch die Rolle der Bundeswehr sowie ihre personelle und militärische Aufrüstung seit Beginn des Krieges. Die Ziele, die im Kontext des Afghanistan-Einsatzes formuliert wurden, ein funktionsfähiges und eigenständiges afghanisches Heer sowie Polizei aufzubauen, können nach Henken als gescheitert angesehen werden. Ganz im Gegenteil kann von einer Destabilisierung der Sicherheitslage gesprochen werden, die mittlerweile auch Pakistan erreicht hat, was in Teilen selbst als Kriegsgebiet gilt. Und so formuliert Lühr Henken auch ein dunkles Zukunftsszenario, das von einer Verschärfung des Krieges und damit auch längerfristigen Stationierung von Truppen in Afghanistan und Pakistan ausgeht. Die aktuellen Planungen der NATO und der Bundesregierung bestätigen diese Prognose.

Ein Bruch mit den geopolitischen und materialistischen Analysen ist der Beitrag von Rolf Verleger, der mit seiner Rekonstruktion des Zionismus aus jüdisch-religiöser Perspektive einen innerjüdischen Blick auf den Nahost-Konflikt wirft. Zu Beginn des Textes legt Verleger die religiös-mythologischen Wurzeln des Judentums frei, die nach seiner Sicht in der Vision einer menschlichen „Befreiung, der Möglichkeit der kommenden Erlösung, der Heilung der Welt durch Gottes Gnade“ (S. 98) besteht. Diesen Urmythos als Identitätskern des Judentums sieht er in der Militärpolitik der gegenwärtigen israelischen Regierung massiv gefährdet. Er kommt zum Schluss, dass aus einer jüdischen Perspektive, die den Kern der religiösen Identität bewahren will, nur ein Dialog auf Augenhöhe zwischen PalästinenserInnen und Israelis Lösung der gravierenden Konflikte verspricht. Verlegers innerjüdisch-religiöse Position im Kontext der gegenwärtigen Zionismus-Debatten mag nicht unumstritten sein und ist gerade im Kontext einer materialistischen Kritik imperialistischer Politik schwer einzuordnen. Allerdings dokumentiert Verlegers Text auch den Versuch, das religiös-kulturelle Erbe für ein zukünftiges Israel zu bewahren, in dem eine friedliche Koexistenz zwischen jüdischer und muslimischer Bevölkerung möglich ist.

Den Sammelband schließen zwei Aufsätze ab, die sich zum einen mit den militärpolitischen Debatten in der Partei DIE LINKE. und der Rekrutierungsstrategie der Bundeswehr beschäftigen. Christine Buchholz und Stefan Ziefle argumentieren, dass das Bestreben einzelner Akteure in der Linkspartei, Bundeswehr-Einsätze unter UN-Mandat zu legitimieren und so Kriegseinsätze doch möglich zu machen, der Türöffner für eine bellizistische Öffnung der Partei seien könnte. Michael Schulze von Glaßer schließt den Band mit einem sehr lesenswerten Aufsatz über die mittlerweile recht ausgefeilten Werbestrategien der Bundeswehr ab, die von Brett- und Computerspiele sowie facebook-Präsenz bis hin zur klassischen Waffenschau reichen. Konzeptionell versucht die Bundeswehr unterschiedliche Altersgruppen anzusprechen. Zum Beispiel kommt das kostenlose Jugendmagazin *infopost* im Vollfarbdruck und herausnehmbaren Posterschnitt in die Briefkästen

der AbonentInnen (S. 127). Nicht von ungefähr fühlt man sich an die *BRAVO* erinnert. Die ist allerdings selbst mittlerweile eifriger Kooperationspartner der Bundeswehr und warb jüngst für ein *BW-adventure-camp*. Und auch der Lehrerschaft steht die Bundeswehr in punkto Unterrichtsplanung mit dem Schulmaterial *Frieden & Sicherheit* zur Seite. Und dies ist nur ein Ausschnitt aus der umfangreichen Propaganda-Offensive.

Der Sammelband deckt insgesamt eine große inhaltliche Breite gegenwärtiger antimilitaristischer Debatten sowie Themen ab und arbeitet diese an konkreten Beispielen detailliert aus. Dabei kommen auch theoretische Debatten nicht zu kurz, was gerade in Bezug auf eine Reaktualisierung antiimperialistischer Positionen auf Höhe der Zeit wünschenswert und nötig ist. Den HerausgeberInnen ist es gelungen, theoretischen Anspruch und empirische Analyse zu einem kompakten Ganzen zu verbinden und eine Textgrundlage für künftige Debatten um Krieg und Frieden zu schaffen und sich nicht bei alten Gewissheiten auszuruhen. Der Band eignet sich dabei in besonderer Art und Weise für Personen, die sich mit den grundlegenden Themen antimilitaristischer Politik vertraut machen möchten. Lohnenswert wäre sicher der Einsatz der Texte im Bereich der Friedenspädagogik und kritischen politischen Bildung. Für diejenigen, deren Auseinandersetzung mit den Themen schon weiter ist, lohnen sich vor allem die Aufsätze zur strategischen Allianz zwischen den USA und der EU sowie zur Militärstrategie der Bundeswehr in Afghanistan und den neuen Rekrutierungsstrategien. Insgesamt ist es eine lohnende Auseinandersetzung mit westlicher Kriegspolitik.

Linksjugend [solid] Hamburg 2012:

Mit Kapitalismus ist kein Frieden zu machen.

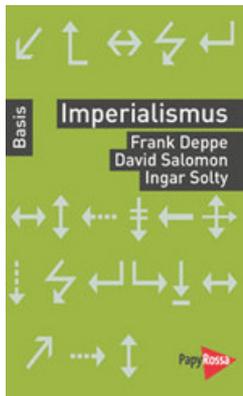
PapyRossa, Köln.

ISBN: 978-3-89438-504-0.

136 Seiten. 10,00 Euro.

Zitathinweis: Jens Zimmermann: Antiimperialismus revisited. Erschienen in: Kriegerischer Frieden. 24/ 2012. URL: <https://www.kritisch-lesen.de/c/1086>. Abgerufen am: 02. 01. 2019 22:35.

Imperialismus: Alter Wein in neuen Schläuchen



Frank Deppe, David Salomon, Ingar Solty
Imperialismus

Die Art und Weise der ökonomischen Ausbeutung und der Ausübung territorialer Herrschaft hat sich in der Geschichte des Kapitalismus mehrfach verändert. Aber das Phänomen ist das gleiche geblieben: Imperialismus.

Rezensiert von [Christin Bernhold](#)

Der nach dem Ende des Kalten Krieges prognostizierte Weltfrieden ist nie eingetreten – stattdessen leben wir heute in einer Welt neuer Kriege. Die NATO führt seit über einem Jahrzehnt Krieg in Afghanistan, 2011 hat sie zwecks Regime Change Libyen in Schutt und Asche gelegt, im selben Jahr wurde der Südsudan mit Hilfe westlicher Staaten abgespalten. In Syrien arbeiten die NATO-Mächte mittels Sanktionen, verdeckter Interventionen und finanzieller, logistischer sowie militärischer Unterstützung von Assad-Gegnern an einem Sturz der Regierung. Schließlich ist das Kriegsgeschrei gegen den Iran kaum mehr zu überhören.

Das durch diese Politik produzierte Leid und Elend schreit nach einer Auseinandersetzung mit ihren Gründen, um sie zu beseitigen. Parallel zu den neuen Waffengängen der westlich-kapitalistischen Staaten versiegten jedoch stattdessen Debatten über Imperialismus und Geopolitik im letzten Viertel des vergangenen Jahrhunderts zunehmend oder wurden als Relikte des „Zeitalters des Imperialismus“ mit Lenin und Luxemburg ins Theorie-Museum verfrachtet. Doch dort sind sie fehl am Platze. Es ist daher zu goutieren, dass die Autoren des Basiswissen-Bandes „Imperialismus“, Frank Deppe, David Salomon und Ingar Solty, einen Einstieg in diese Diskussion ermöglichen und zugleich für selbstverständlich erklären, dass der Begriff Imperialismus für die Linke nicht nur nach wie vor brauchbar, sondern substanziell ist. Imperialistische Politik, von den Autoren definiert als „offene oder latente Gewaltpolitik zur externen Absicherung eines internen Regimes“ (S. 40) (die kapitalistische Logik der Kapitalakkumulation vorausgesetzt), ist wandelbar. Sie ist kein Schnee von gestern, sondern wird tagtäglich nicht nur militärisch, sondern auch politisch und ökonomisch durchgesetzt. Ihr Spektrum reicht von direkter Kontrolle externer Territorien durch offene Gewalt und Krieg bis zur Durchsetzung machtpolitischer, geostrategischer und/oder wirtschaftlicher Interessen etwa durch Sanktionen, Strukturanpassungsmaßnahmen, Handelsabkommen oder Zölle.

Die Analysen Lenins und Luxemburgs, so Deppe, Salomon und Solty in Kapitel 2, haben ihre Relevanz nicht gänzlich verloren, waren aber auch nicht fehlerfrei. Zweifelsohne kann und sollte man mit der heutigen Weltlage vor Augen Debatten über mögliche Veränderungen des Imperialismus nicht scheuen. Die knappen zwei Seiten zur Begründung, weshalb die „marxistischen Imperialismus-Analysen des frühen 20. Jahrhunderts“ (S. 39) heute für die Autoren nicht mehr der Bezugspunkt ihrer Analyse sind, werden Lenin, Luxemburg und anderen jedoch leider nicht gerecht.

Der „Zusammenhang zwischen der inneren und äußeren Bewegung der Widersprüche der

Kapitalakkumulation“ konfiguriert sich nach den Autoren in jeder historischen Periode des Kapitalismus neu. Oder anders formuliert: Der Widerspruch zwischen kapitalistischer und territorialer Machtlogik (David Harvey) reproduziert sich in der Geschichte des Kapitalismus in immer neuen Konstellationen und lässt sich in seiner genauen Form nur historisch-konkret bestimmen.

Die Politologen Frank Deppe, David Salomon und Ingar Solty schlagen daher eine Analyse des Imperialismus in verschiedenen Perioden vor: Zu Beginn des 20. Jahrhunderts verursachte die ökonomische und geopolitische Konkurrenz zwischen den Industrienationen zwei Weltkriege, gefolgt von einer Periode des „Supermachtimperialismus“ während des Kalten Krieges zwischen den USA und der Sowjetunion. Seit dessen Ende sind sowohl das Zusammenspiel aus politischer und ökonomischer Macht als auch die Art und Weise, wie territoriale Herrschaft ausgeübt wird, komplexer geworden. Eine multipolare Weltordnung ist entstanden. Der einstige Hegemon USA wird durch den ökonomischen Aufstieg von Regionalmächten (vor allem Chinas, in Lateinamerika aber auch Brasiliens) herausgefordert. Auch politisch wird den Vereinigten Staaten zunehmend die Stirn geboten.

Die Textteile zur „globale[n] Durchsetzung des Neoliberalismus und seine Krise“ (Kapitel 4), zum US-Imperialismus und seinen Widersprüchen (Kapitel 5) und zum „Euroimperialismus“ (Kapitel 6) sind interessant geschrieben und enthalten zahlreiche wichtige Informationen für die aktuelle Debatte. In Kapitel 7 wird die Frage aufgegriffen, ob es einen „guten Imperialismus“ gibt. Sich mit dieser Frage zu befassen (und sie klar mit nein zu beantworten) ist aus linker Perspektive wichtig, nicht zuletzt weil PolitikwissenschaftlerInnen wie zum Beispiel Herfried Münkler „Imperien“ eine positive Rolle zuschreiben. Gründe für imperialistische Kriege wurden indes zeit ihrer Existenz zu Haufe kolportiert. Die Strategien zur Legitimation von Kriegen haben sich aber heute dem neokonservativen Zeitgeist angepasst – die „guten Imperialisten“ kämpfen nun vorgeblich gegen den „islamistischen Terror“ und für Freiheit, Zivilisation und Menschenrechte (S. 103ff).

Der von Deppe, Salomon und Solty vorgelegte Band aus der Reihe „Basiswissen“ des Papyrossa-Verlags regt insgesamt dazu an, sich an der Imperialismus-Debatte zu beteiligen. Zugleich bietet er vor allem für Einsteiger einen hilfreichen Überblick sowohl über die Geschichte als auch über aktuelle Entwicklungen des Imperialismus und seiner Analyse. Einen Ersatz dafür, sich mit „Klassikern“ wie Lenin, Bucharin oder Luxemburg zu beschäftigen, kann (und will) das Buch allerdings nicht sein.

Die Thesen der Autoren können als Plädoyer gelesen werden, die Kritik des Imperialismus nicht preiszugeben, wie zahlreiche Ex-Linke es getan haben, die heute die Existenz des Imperialismus negieren oder gar zu VerfechterInnen von Kriegen, Sanktionen und anderen Mitteln der Geopolitik gehören. Man dürfe nicht von einer allgemeinen Begriffsklärung absehen, sondern müsse die Kritik des Imperialismus aus einer Analyse der aktuellen globalen politisch-ökonomischen Konstellation herleiten.

Eine klare Schwäche hat das Buch im letzten Kapitel „Antiimperialismus gestern und heute“: Die Autoren parallelisieren hier verschiedene Varianten „mehr oder weniger antiimperialistischer Programmatiken“ (S. 115). Ohne notwendige Differenzierungen vorzunehmen, nennen sie den vermeintlichen Antiimperialismus des konservativen Staatsrechtlers Carl Schmitt oder das Projekt der Taliban in einem Atemzug mit dem bürgerlich-liberalen und dem sozialistischen Antiimperialismus. Es führt politisch in die völlig falsche Richtung, sozialistischen Antiimperialismus ohne weiteres als einen Punkt unter den genannten (falschen) Antiimperialismen – und Carl Schmitt neben den Taliban aufzureihen. Zudem sei die Frage erlaubt: An wen richten sich die Autoren hier? Linke, die marxistische Kritik an imperialistischer Politik im Kern teilen und zur Grundlage ihres Handelns machen, müssen nicht extra davon abgehalten werden, sich mit Herrschaftsprojekten zum Beispiel der Taliban zu solidarisieren.

Die abschließenden Handlungsaufforderungen von Deppe, Salomon und Solty sind jedoch ohne Frage zu unterstützen: Wir brauchen eine Friedensbewegung, die sich dem heutigen Imperialismus in seinen verschiedenen Formen, Ausbeutung und Krieg sowie der Entdemokratisierung und der Militarisierung der Gesellschaft entschieden entgegenstellt und erkennt, dass sie ohne einen „kapitalismuskritischen Kern (...) hilflos oder beliebig“ (S. 127) wird.

Frank Deppe, David Salomon, Ingar Solty 2011:

Imperialismus.

PapyRossa, Köln.

ISBN: 978-3-89438-439-5.

134 Seiten. 9,90 Euro.

Zitathinweis: Christin Bernhold: Imperialismus: Alter Wein in neuen Schläuchen. Erschienen in: Kriegerischer Frieden. 24/ 2012. URL: <https://www.kritisch-lesen.de/c/1085>. Abgerufen am: 02. 01. 2019 22:35.

Von der bestimmten Negation der klassischen zur neuen Imperialismustheorie



Hans-Holger Paul

Marx, Engels und die Imperialismustheorie der II. Internationale

Die hierzulande derzeit desavouierte Debatte über den Imperialismus und die Theorien, die ihn auf den Begriff bringen, kann mit solidarischer Kritik der Klassiker und unter Rückgriff auf die logisch-systematische Lesart des „Kapital“ auch heute noch für eine antikapitalistische antiimperialistische Praxis fruchtbar gemacht werden.

Rezensiert von [Christian Stache](#)

Was haben die intensive Werbung des Bundestagsabgeordneten Stefan Liebich und anderer VertreterInnen der LINKEN für die Zustimmung ihrer Partei zu UN-Missionen und der Rekurs unter weiten Teilen des politischen Establishments (inklusive einiger LINKER) auf Völkermorde und Menschenrechte zur Kriegslegitimation mit der Billigung einer „friedlichen Kolonialpolitik“ (S. 152) und der Unterwerfung der „Wilden“ (Bernstein, zit. n. S. 128) noch vor Wende zum 20. Jahrhundert durch führende Mitglieder der sozialdemokratischen Parteien zu tun? Nichts?

Der langjährige Gewerkschafter und Mitarbeiter der Friedrich-Ebert-Stiftung Hans-Holger Paul liefert mit seiner 1978 im VSA-Verlag – damals noch Verlag für das Studium der Arbeiterbewegung – publizierten Dissertation einige überzeugende theoretische, politische und historische Hinweise und Denkanstöße für eine solche Analogie. Allerdings befasst sich der Autor nicht mit historischen Vergleichen, sondern mit der politisch-theoretischen Genese der Imperialismustheorie der Zweiten Sozialistischen Internationale (1889-1914) und den dabei entstandenen Fehlern.

Die These des Autors lautet zugespitzt: Die theoretischen Interpretationen und Popularisierungen der Marxschen Theorie, insbesondere des Marxschen Hauptwerks – dem „Kapital“ –, durch Friedrich Engels und die daran anknüpfenden führenden TheoretikerInnen haben den RevisionistInnen und ReformistInnen die Möglichkeit gegeben, sich politisch und theoretisch positiv auf die imperialistische Politik ihrer jeweiligen Staaten beziehen zu können. Dies gilt vor allem für die damals theoretisch dominierenden deutschen ebenso wie für die französischen und englischen Sozialdemokraten. Für die KennerInnen marxistischer Debatten ist dieser Vorwurf keineswegs neu. Er gehört in das diskursive Waffenarsenal der sogenannten Neuen-Marx-Lektüre (NML), die seit den 1960er Jahren in der Bundesrepublik entstanden ist und deren VertreterInnen in den Engels'schen Arbeiten den Ausgangspunkt für allerlei theoretische Fehlleistungen marxistischer Theorien ausmachen. Anders als die heutigen Exponenten der NML, die gar nichts mehr mit einer Kritik des Imperialismus, einer klassenkämpferischen und antiimperialistischen Praxis zu tun haben wollen oder sie gar als reaktionär brandmarken, verfolgt Hans-Holger Paul mit seiner bestimmten Negation der klassischen Imperialismustheorien allerdings das Projekt, eine für die damalige Konstellation zeitgemäße antiimperialistische Theorie in Anschluss an eine logisch-systematische Lesart des Werks von Marx und Engels vorzubereiten. Das ist der besondere theoriegeschichtliche Gehalt dieses Buches, das zur Zeit des theoretischen Paradigmenwechsels von der klassischen marxistisch-leninistischen zur NML in der marxistischen Diskussion entstand. Diesen vom Autor gesponnenen Faden gilt es heute wieder aufzugreifen, auch wenn seine

Definition des „Imperialismus als Exekution der Bewegungsgesetze kapitalistischer Produktionsweise im Weltmaßstab“ (S. 37) nur den Anfang bilden kann, unter anderem weil sie die Rolle des internationalen Klassenkampfes völlig unberücksichtigt lässt.

Der Knackpunkt: historisierende Kritik der politischen Ökonomie als Einfallstor für die Burgfriedenpolitik

Pauls Kritik an den Schriften von Rudolf Hilferding über Karl Kautsky bis Rosa Luxemburg konzentriert sich auf vier Punkte: 1. die historisierende Interpretation des „Kapital“, 2. den geschichtsphilosophischen Evolutionismus und die in diesem Zusammenhang entstandenen Auffassungen, 3. das „Kapital“ beinhalte eine Revolutions- und 4. eine Zusammenbruchstheorie. Nicht alle klassischen Ansätze zur Analyse und Kritik des Imperialismus vor und während des Ersten Weltkriegs weisen diese Elemente gleichermaßen auf.

Das aus dieser Auslegung der Marxschen Werke resultierende Kernproblem besteht dem Autor folgend darin, dass die ökonomischen Bewegungsgesetze der bürgerlichen Gesellschaft, wie sie Marx im „Kapital“ dargestellt und kritisiert hat, mit den unterschiedlichen Erscheinungsformen des Kapitalismus in seiner Geschichte vermengt werden. Aus der Beschreibung historisch-spezifischer Phänomene, wie zum Beispiel der verschärften Monopolbildung vor dem Ersten Weltkrieg, wird auf diese Weise eine „die Gestalt einer neuen, die historisch aktuelle Entwicklungsetappe kapitalistischen Produktionsweise charakterisierende *Kapitalismustheorie*“ (S. 12, Hervorhebung im Original). Der Imperialismus ist, argumentiert Paul, den Denkern der II. Internationale zufolge also nicht ein notwendig aus der logisch-systematischen Entfaltung des Wertgesetzes abzuleitendes Element des Kapitalismus, das zu ihm gehört wie der Regen zur Wolke, sondern dessen neue Form, die zwangsläufig aus der geschichtlichen Entwicklung hervorgeht. Mit der Beschreibung dieser neuen Form – buchstäblich als „Weiterentwicklung der Marxschen Theorie“ (S. 163) gemeint – steht und fällt in der Konsequenz auch die Position zum Kapitalismus. Erweist sich etwa die Diagnose der finalen kapitalistischen Krise infolge der imperialistischen Widersprüche als unzutreffend, wie zum Ende der „Großen Depression“ von 1873 bis 1895, bieten sich theoretisch Anknüpfungspunkte für revisionistische und reformistische Kapitalismusanalysen. In deren Fahrwasser erodieren schließlich die zentralen Haltungen zum Klassenkampf, zur Revolution und Krise kapitalistischer Gesellschaften. Genau dazu ist es, so Hans-Holger Paul, bereits im letzten Jahrzehnt des 19. und in der ersten Dekade des 20. Jahrhunderts gekommen. Eduard Bernstein gelang es, die bis zur Publikation seiner Überlegung in der deutschen Sozialdemokratie geltende Imperialismustheorie mit Bezug auf den wirtschaftlichen Aufschwung nach der großen Krise durch seine Thesen nachhaltig zu schwächen und damit letztlich eine Bresche für die Burgfriedenpolitik der deutschen Sozialdemokratie zu schlagen. Die Erholung der Ökonomie schien zu belegen, dass die letzte Krise der kapitalistischen Produktionsweise keineswegs das automatische Produkt ihrer Entwicklung ist, dass es ebenso wenig zwangsläufig zu einem Zusammenbruch kommen muss und dass sich die Lage der Proletarier – ohne Revolution – auch im Kapitalismus sukzessiv verbessern lässt.

Auch wenn die nachträglich formulierte Kritik an den sozialdemokratischen Imperialismustheorien bis 1914 im Einzelnen von Paul überzeugend dargelegt wird, ist zweifelhaft, ob damit im Umkehrschluss bewiesen ist, dass die Defizite marxistischer Theoriebildung der ausschlaggebende oder *der* Grund für die Rechtsentwicklung der II. Internationale gewesen ist. Dass es sich um einen der Gründe handelt, ist nicht bestreitbar. Paul erkennt aber für eine historisch angemessene Untersuchung leider nur beiläufig an, dass zum Beispiel die Herausbildung einer Arbeiteraristokratie innerhalb der SPD und der Gewerkschaften sowie die relativen Eigengesetzlichkeiten des Parlamentarismus das Ihrige zum Verfall eines Teils der Sozialdemokratie beitrugen. Es sollte außerdem nicht unterschlagen werden, dass trotz der Mängel auf der Basis der wissenschaftlichen Arbeiten und Erkenntnisse Luxemburgs und Lenins der maßgebliche Widerstand gegen den klassischen Imperialismus geleistet worden ist. Sie haben die Errungenschaften des Marxschen Werks am Leben gehalten und fruchtbar für ein Verständnis der

zeitgenössischen Kriegsgefahr gemacht, wodurch sie sich von den ZirkulationsmarxistInnen, den Fetisch fetischisierenden ErkenntnistheoretikerInnen, KathedersozialistInnen und „kritischen Kritikern“ der Gegenwart deutlich unterscheiden.

Aus den Fehlern der Geschichte lernen

Welche Rolle spielt dies alles nun für heutige internationale Konflikte und die Politik zum Beispiel der Linkspartei? Erstens sind ähnliche Tendenzen wie in der II. Internationale – wohlgermerkt von einem historisch und politisch-theoretisch völlig anderem Startpunkt und theoretischem Reflexionsniveau aus – in der Linkspartei offensichtlich. Argumentationen wie August Bebels, „Kolonialpolitik zu treiben kann unter Umständen eine Kulturtat sein“ (S. 155), oder der noch radikalere Diskurs Gustav Noskes, den Kolonialismus als „ein tragendes Element der wenn nötig auch gewaltsamen Verwirklichung des Zivilisationsgedankens“ (S. 154f) zu porträtieren, erinnern nicht zufällig an die unter Linksparteifunktionären akzeptablen Ideen der angeblich gut gemeinten UN-Missionen zum Aufbau funktionierender Staaten oder zum Schutz vor wild gewordenen Völkermördern und an die Ideologie, man könne den Iran durch Sanktionen erziehen. Die Rolle der Abrüstungspolitik in der parteiinternen Politik der klassischen Sozialdemokratie und der Linkspartei lädt ebenfalls zu Analogien ein. Während Kautsky sie als Abdichtung nach links gegen antikapitalistische antiimperialistische Positionen benutzte, scheint der Abrüstungspolitik in der LINKEN derzeit dieselbe Funktion zuzukommen. Frei nach der Devise: Über Abrüstung und Frieden reden, um über antikapitalistischen Antiimperialismus zu schweigen.

Zweitens lässt sich heute wie 1978 die Frage formulieren, inwiefern die theoretische Debatte zu einer solchen Verbürgerlichung politischer Positionen zu internationaler Politik beiträgt. Denn offensichtlich ist auch das Konglomerat aus NML, klassischem Keynesianismus und anderen bürgerlichen Vorstellungen des 21. Jahrhunderts kein Bollwerk gegen die politische Anbiederung an den neoimperialistischen Kriegskurs der großen Koalition von Grün bis Schwarz. Das Gegenteil ist der Fall. Es ist daher an der Zeit, Hans-Holger Pauls Grundgedanken aufzugreifen und eine Imperialismustheorie auf der Basis eines logisch-systematischen Verständnisses des „Kapital“ zu entwickeln und die gegenwärtig herrschende Lesart des Marxschen Werks auf ihre Komplizenschaft mit imperialistischer Politik zu untersuchen.

Hans-Holger Paul 1978:

Marx, Engels und die Imperialismustheorie der II. Internationale.

VSA, Hamburg.

ISBN: 9783879751358.

374 Seiten.

Zitathinweis: Christian Stache: Von der bestimmten Negation der klassischen zur neuen Imperialismustheorie. Erschienen in: Kriegerischer Frieden. 24/ 2012. URL: <https://www.kritisch-lesen.de/c/1087>. Abgerufen am: 02. 01. 2019 22:35.

Forschung und (Anti-)Militarismus



Initiative gegen Militärforschung an Universitäten, DFG-VK Baden-Württemberg, Die AnStifter (Hg.)

Jetzt entrüsten

Hochschulen: Zukunftswerkstätten oder Kriegs-„Dienstleister“?

Eine Tagungsdokumentation liefert einen Überblick über aktuelle Diskussionen der „Zivilklausel-Bewegung“.

Rezensiert von [Sebastian Friedrich](#)

Mit dem Wegfall der Blockkonfrontation 1989/90 hat sich die Bundesrepublik Deutschland zunehmend als zentraler geopolitischer Akteur in Europa positioniert. Damit einher geht eine wachsende Rolle des Militärs, was sich nicht nur in Kriegseinsätzen wie im Kosovo und in Afghanistan ausdrückt, sondern auch in einer breiten Militarisierung der Gesellschaft.

Seit Jahren liegt die BRD weltweit auf Rang 3 der meisten Rüstungsexporte. Auch wird vermehrt Rüstungsforschung an Universitäten forciert: In einigen Universitäten wird in diesem Zusammenhang seit geraumer Zeit versucht, bestehende Regelungen wie die Zivilklausel zu kippen oder die Einführung solcher Klauseln zu verhindern. Zivilklauseln regeln die satzungsmäßige Bindung und gesellschaftliche Verantwortung aller Hochschulangehörigen, Forschung und Lehre, sich ausschließlich zivilen und friedlichen Zwecken zu widmen. Es entwickelten sich regionale und bundesweite Initiativen für Zivilklauseln, die etwa die *Frankfurter Allgemeine Zeitung* vor bereits knapp zwei Jahren von einer immer größer werdenden „Zivilklausel-Bewegung“ sprechen ließ (FAZ vom 12.01.2011).

Diese „Zivilklausel-Bewegung“ traf sich am 15. und 16. Juni am *Karlsruher Institut für Technologie* (KIT) zu einem Kongress, aus dem nun die Streitschrift „Jetzt entrüsten“ beim Stuttgarter Grohmann-Verlag entstanden ist. Karlsruhe bot sich als Ort geradezu perfekt an, denn dort fand nicht nur 25 Jahre zuvor ein viel beachteter Kongress statt, sondern dort wirkte auch der 2003 verstorbene Physiker und Aktivist Werner Buckel, dem zu Beginn der Broschüre Reiner Braun eine Laudatio widmet. Doch Karlsruhe ist auch aus einem anderen Grund ein bedeutsamer Schauplatz einer zunehmenden Militarisierung der Universitäten: Am KIT wurden erstmals in der bundesrepublikanischen Nachkriegsgeschichte Atom- und Waffenforschung zusammen gelegt, weshalb seit 2008 dort Aktivist_innen eine Zivilklausel fordern. Nicht nur in Karlsruhe, sondern auch an anderen Orten wie Tübingen und Bremen haben sich Initiativen gegründet, um dem etwas entgegen zu setzen, denn es zeigt sich, dass mehr und mehr Hochschulen im naturwissenschaftlichen, aber auch im medizinischen und geistes-wissenschaftlichen Bereich mit Militärforschung zu tun haben. Im Editorial werden beispielhaft die Universitäten Tübingen und Karlsruhe genannt, an denen an Drohnen für Kriegs- und Überwachungseinsätzen geforscht werde.

Wie dem begegnen? Bei der Beantwortung dieser Frage wird auf Werner Buckel zurückgegriffen, für den die Verantwortung der Wissenschaft im Zentrum stand. Das heißt, dass nicht geforscht oder entwickelt werden darf, ohne die Möglichkeiten der Nutzung des Erforschten und Entwickelten zumindest zu reflektieren. Darum geht es auch bei der Forderung der Einführung von Zivilklauseln, die Peter Herrlich wie folgt zusammenfasst:

„Zur Erziehung und Schärfung des Bewusstseins für Verantwortung sollte jede Universität und jede Forschungseinrichtung eine moralische Aufforderung in ihren Satzungen enthalten, die Forschung ausschließlich zum Wohle der Menschen auszurichten (Zivilklausel). Es geht um Verantwortungsschulung und Anstoß zu ständiger Diskussion, nicht um juristische Kontrollen. ForscherInnen müssen sehr kritisch gegenüber Auftragsforschung sein (wer ist AuftraggeberIn, mit welchem Zweck wird gefördert!). Die Offenlegung aller Forschungsergebnisse ist die wichtigste Forderung.“ (S. 15)

Mit einer Zivilklausel soll eine Hochschule nicht nur verpflichtet sein, Forschung ausschließlich für zivile Zwecke einzusetzen, sondern auch dazu, keine Gelder von Rüstungskonzernen oder vom Verteidigungsministerium anzunehmen. Wie weit solche Praktiken bereits Realität sind, wird an den Beispielen Bremen und Potsdam veranschaulicht: An einer Hochschule in Bremen seien Studienplätze an die Bundeswehr verkauft worden und an der Universität Potsdam würden Studienplätze für Offiziersschüler reserviert werden.

Bei aller Notwendigkeit des Engagements der Zivilklausel-Bewegung liegt das Problem auf der Hand: Was helfen Papiere und Abkommen, wenn durch die Hintertür doch der Rüstung zugearbeitet wird? Wer weiß schon genau, wer wofür forscht? Was heute noch zivil genutzt wird, kann schon morgen im Krieg zum Einsatz kommen. Eine Stärke der Broschüre liegt darin, dass diese Fallstricke auch thematisiert werden. So wird sich etwa der Dual-Use-Problematik gewidmet, das heißt, dass offiziell für zivile Zwecke geforscht wird, die Ergebnisse aber dann auch militärisch genutzt werden können. Zu der Vermengung ziviler und militärischer Bereiche meint Peter Förster:

„Wir sollten genau hinschauen, was geforscht wird, in wessen Interesse geforscht wird und überlegen, was die Voraussetzungen dafür sind, dass wirklich im allgemeinen Interesse für Frieden und soziale Verbesserungen geforscht werden kann. Deshalb reicht es nicht, nur eine Zivilklausel hinzuschreiben, sondern es kommt auf die gelebte Praxis für die Zivilklausel an den Hochschulen an.“ (S. 23)

Die kurzen Zusammenfassungen der Panels werden ergänzt durch Beiträge, die sich nicht nur speziell um die Notwendigkeit der Einführung beziehungsweise mit dem Erhalt von Zivilklauseln befassen. So widmet sich etwa Volker Eick Drohnen, also unbemannten technischen Systemen, die ferngesteuert oder auch autonom durch die Gegend fliegen, schwimmen, krabbeln, tauchen, klettern und fahren und vermehrt zivil und militärisch genutzt werden. So kommen sie bei der Waldbrandprävention in Brandenburg zum Einsatz oder prüfen im Mittelmeer die Wasserqualität. Sie werden auch bei Demonstrationen durch die Polizei gesteuert oder bei der Kontrolle von als problematisch kategorisierten Stadtteilen und kommen in Kriegen zum Einsatz und töten Menschen. Doch damit nicht genug. Nach Eick würden momentan Drohnen erforscht, die vollständig autonom und selbst entscheidend sind und sich mit anderen Drohnen zu Schwärmen koordinieren sollen.

Zum Thema Drohnen fand ebenfalls ein Panel bei dem Kongress statt, das dokumentiert wurde. In der Diskussion lassen sich die Möglichkeiten, aber auch die Grenzen der Forderung nach Zivilklauseln herausarbeiten. Die Forderung nach der Zivilklausel kann einen Beitrag zu einer Politisierung von Naturwissenschaften und Forschung im Allgemeinen leisten, obgleich die Forderung nicht hinreichend ist, wohl aber notwendig. Zugleich ist es notwendig, dass breit gegen Militarisierung gekämpft wird und Bündnisse eingegangen werden, wie Dietrich Schulze am Beispiel des Aufbaus der Zivilklausel-Bewegung klarstellt:

„Wir haben es als wichtig empfunden, dass den Studierenden geholfen wird bei ihrem heute ausgesprochen verschulden Studium - durch Zusammenarbeit mit den Beschäftigten und auch von außen mit den Gewerkschaften, den Friedensgruppen und anderen. Ein Beispiel dafür, wo das gut funktioniert, ist Bremen. Es ist kein Zufall, dass in Bremen eine solche Bewegung entstanden ist, weil dort diese Zusammenarbeit klappt.“ (S. 18)

Die Broschüre umfasst nur knapp 50 Seiten und kann dadurch nicht in die notwendige Tiefe gehen. So fehlen etwa Ausführungen zum Zusammenhang von Militarismus und Kapitalismus, auch sind insbesondere die Dokumentationen der Workshops teilweise nicht ohne weiteres für Menschen, die nicht an der Tagung teilgenommen haben, zu verstehen. Doch das tut der Empfehlung keinen Abbruch, denn die Broschüre eignet sich hervorragend, um sich einen Überblick über die aktuellen Entwicklungen und Diskussionen innerhalb der Zivilklausel-Bewegung zu verschaffen. Vor allem aber, und darin liegt ihre besondere Stärke, regt sie zum Nachdenken an und führt im besten Fall dazu, tätig zu werden – in den Betrieben, an den Hochschule, im Alltag; kurzum an allen Orten, an denen sich die schleichende Militarisierung vollzieht.

Initiative gegen Militärforschung an Universitäten, DFG-VK Baden-Württemberg, Die AnStifter (Hg.) 2011:

Jetzt entrüsten. Hochschulen: Zukunftswerkstätten oder Kriegs-„Dienstleister“?

Peter-Grohmann-Verlag, Stuttgart.

ISBN: 978-3-944137-01-8.

48 Seiten. 4,50 Euro.

Zitathinweis: Sebastian Friedrich: Forschung und (Anti-)Militarismus. Erschienen in: Kriegerischer Frieden. 24/ 2012. URL: <https://www.kritisch-lesen.de/c/1088>. Abgerufen am: 02. 01. 2019 22:35.

Den „pazifistischen Hammer“ schwingen



Wolfram Beyer

Pazifismus und Antimilitarismus

Eine Einführung in die Ideengeschichte

In der von vielen geschätzten theorie.org-Reihe ist nun ein Band zum Thema „Pazifismus und Antimilitarismus“ erschienen, der den linken Diskurs zum Thema bereichert.

Rezensiert von [Sebastian Kalicha](#)

Kurt Hiller, Pazifist und Sozialist, der beide Weltkriege miterleben musste (und zudem als Jude und Homosexueller von den Nazis schwerer Verfolgung ausgesetzt war), meinte einmal, dass „[wir] nicht die pazifistische Harfe zu schlagen“ hätten, sondern „lieber den pazifistischen Hammer (...) schwingen“ sollten (Hiller 1981, S. 10). Dieses schöne Hiller-Zitat – und Hiller selbst kommt in dem hier besprochenen Buch an unterschiedlichen Stellen immer wieder vor – kam dem Rezensenten öfters in den Sinn, als er „Pazifismus und Antimilitarismus“ von Wolfram Beyer las. Der Autor porträtiert ganz im Sinne Hillers „keine Lammesgesinnung und keine Betschwertugend, sondern die kämpferische Bewegung für eine Idee“ (Hiller 1981, S. 8). Dieser theorie.org-Band macht es sich zur Aufgabe, verschiedene Facetten von Geschichte und Gegenwart, Theorie und Praxis des Pazifismus und Antimilitarismus zu erläutern und, wie im Klappentext zu lesen ist, „in enzyklopädischer Tradition Klarheit in Begrifflichkeiten und Geschichte der Friedensbewegung zu bringen“.

Pazifismus und Antimilitarismus

Die Klarheit der Begrifflichkeiten ist ein nicht zu unterschätzendes Vorhaben, sind Termini wie Pazifismus (der wiederum aufgeschlüsselt wird in Unterbegriffe wie politischer, libertärer und Belli-Pazifismus), Antimilitarismus (unterteilt in liberaler, sozialistischer und anarchistischer Antimilitarismus), Gewaltfreiheit, Kriegsdienstverweigerung, Zivilismus etc. keinesfalls synonym zu gebrauchen, auch wenn die Grenzen dazu neigen, zu verschwimmen. Die größte Unterscheidung der im Titel gebrauchten Begriffe „Pazifismus“ und „Antimilitarismus“ verortet Beyer in dem historischen und politischen Umfeld, in denen diese Strömungen entstanden. Während der Pazifismus eher einem bürgerlichen Umfeld entsprang, nicht notwendigerweise antimilitaristisch oder gewaltfrei sein muss und zudem an die Möglichkeit eines „friedlichen Staates“ glaubt, an dessen Führungsfiguren es zu appellieren gilt, um Frieden zu schaffen (wobei der Begriff „Anarchopazifismus“ logischerweise wiederum mit dieser Tradition bricht), so war der Antimilitarismus eher ein „antikapitalistisch orientiert[es]“ (S. 41) Phänomen der ArbeiterInnenbewegung, der SozialistInnen, GewerkschafterInnen und AnarchistInnen.

An dieser Stelle geht der Autor näher auf sozialistischen Antimilitarismus vor allem Rosa Luxemburgs und Karl Liebknechts ein und diskutiert auch die Dispute, die diese beispielsweise mit dem anarchistischen Antimilitaristen Domela Nieuwenhuis im Rahmen der Zweiten Internationalen hatten, welche sich unter anderem um die Frage des Generalstreiks im Kriegsfall drehten. Zudem „richtete sich [Nieuwenhuis] gegen die marxistische Militarismusanalyse mit dem Vorwurf gegen die Sozialdemokratie, dass sie die Institution Militär nicht grundsätzlich abschaffen, sondern

lediglich korrigieren wolle“ (S. 29). Über diesen Weg gelangte man letztendlich auch vom Antimilitarismus zu Staatskritik und Gewaltfreiheit, denn „Kritik am Militarismus“ sei zugleich auch notwendigerweise „Staatskritik, und Staatskritik ist wiederum Gewaltkritik“ (S. 34). Die hier dargelegten Facetten des Antimilitarismus und Pazifismus sind keineswegs lediglich der persönlichen politischen Präferenz des Rezensenten geschuldet, sondern die Verbindung der im Buch behandelten Strömungen und Ideenlehren mit Sozialismus, Anarchismus, Anarchosyndikalismus, Gewerkschafts- und Arbeiterbewegung ist eine, die Beyer häufig hervorhebt, was ein durchaus spannendes und erhellendes Merkmal des Buches ist.

Der Autor bietet in seinem Buch eine Mischung aus Begriffserklärung und Definition, Abrisse aus historischen und gegenwärtigen Debatten in antimilitaristischen und pazifistischen Kreisen sowie auch einige Facetten der Praxis. Dies wird besonders an dem Punkt interessant, wo Facetten der Gewaltfreiheit wie gewaltfreier Widerstand, ziviler Ungehorsam, Nicht-Zusammenarbeit, Streik, Direkte Aktion oder Soziale Verteidigung erörtert werden. Positionen von Gruppen und Organisationen wie der *War Resisters' International*, der *Internationale der Kriegsdienstgegner/innen* sowie der gewaltfrei-anarchistischen Zeitschrift *Graswurzelrevolution* – denen der Autor allen nahe steht beziehungsweise aktiv bei ihnen war/ist – werden in den Ausführungen prominent platziert und vorgestellt, was LeserInnen mit einem etwas radikaleren Zugang zum Thema freuen wird. Bei einem der wohl bekanntesten Theoretiker der Gewaltfreiheit – Gene Sharp (kürzlich erst mit dem *Right Livelihood Award* ausgezeichnet) – vermisst man jedoch die libertäre Kritik, die immer wieder geäußert wurde (vgl. etwa Marin 2012), wobei es sich bei einer knappen Einführung wie dieser wohl auch reichlich schwierig gestaltet, stets jede geäußerte Kritik in adäquater Form unterzubringen.

Weltlich-humanistischer Zugang

Was der Autor jedoch nicht verbergen konnte (oder wollte), war sein weltlich-humanistischer Zugang zum Thema. Religiöse Positionen zu dem behandelten Themenfeld finden kaum Erwähnung in dem Buch und wenn man dann doch von ihnen liest, kommen sie oft nicht besonders gut weg. Dieser weltlich-humanistische Zugang (vermischt mit den erwähnten Verbindungen, die mit Arbeiterbewegung, Sozialismus und Anarchismus hergestellt werden) ist einerseits natürlich sympathisch, widerspricht er doch der in linksradikalen Kreisen immer wieder anzutreffenden Meinung, Pazifismus und Gewaltfreiheit seien entweder schlichtes reformistisch-bürgerliches Harmoniebedürfnis im Endstadium oder eben bloß Ausdruck religiöser Glaubensbekundungen. Beyer hat diesem weltlich-humanistischen Zugang bereits ein eigenes Buch gewidmet (vgl. Beyer 2007), wo er diese Positionierung ganz offen vermitteln konnte. Im Falle der hier besprochenen Publikation hinterlässt dieser Zugang aber unweigerlich eine Lücke. Die fast vollständige Absenz beziehungsweise die tendenziös-negative Haltung gegenüber religiösen Facetten zum Thema bei einem Buch, das relativ neutral verspricht, eine „Einführung in die Ideengeschichte“ zu sein, ist doch ein erwähnenswertes Manko, egal, wie man persönlich letztendlich zur Frage der Religion stehen mag. An progressiv-religiösen Facetten des Pazifismus und Antimilitarismus, die man im Rahmen einer derartigen Publikation hätte behandeln können, würde es zumindest nicht mangeln. Religionen (egal welche) sind für den Autor zumeist lediglich „Triebkräfte für Verfolgung und Krieg, für Folter und Mord“ (S. 221). Zwar versucht der Autor, zum Schluss noch die Kurve zu kriegen, indem er auch auf die „Vielzahl der gewaltfreien und religiösen Menschen“ in den Weltreligionen hinweist, für den Grundtenor der gesamten Publikation sind derartige „Zugeständnisse“ aber unerheblich.

PazifistInnen und AntimilitaristInnen mit religiösen Zugängen und Überzeugungen werden sich daher von dieser Einführung weniger angesprochen fühlen – auch wenn zumindest die größte religiös-friedenspolitische Organisation *Internationaler Versöhnungsbund* sowie der Einfluss der QuäkerInnen immer wieder positive Erwähnung finden. Jene LeserInnen mit einem nicht-religiösen, weltlich-humanistischen, gewaltfrei-revolutionären, sozialistischen, anarchistischen und klassenkämpferischen Zugang zum Thema werden hingegen der Lektüre mit Sicherheit einiges

abgewinnen können und diese mit Gewinn lesen.

Zusätzlich verwendete Literatur:

Beyer, Wolfram (Hg.) 2007: Kriegsdienste verweigern – Pazifismus aktuell. Libertäre und humanistische Positionen. Oppo Verlag, Berlin.

Hiller, Kurt 1981: Pazifismus der Tat – Revolutionärer Pazifismus. AHDE-Verlag, Berlin.

Marin, Lou 2012: Gene Sharp übersieht die Gewalt des demokratischen Kapitalismus. Zur Kritik der demokratischen Zielbestimmung seiner Theorie gewaltfreier Aktion. In: Graswurzelrevolution Nr. 373, November 2012, S. 12-13.

Wolfram Beyer 2012:

Pazifismus und Antimilitarismus. Eine Einführung in die Ideengeschichte.

Schmetterling Verlag, Stuttgart.

ISBN: 3-89657-666-6.

240 Seiten. 10,00 Euro.

Zitathinweis: Sebastian Kalicha: Den „pazifistischen Hammer“ schwingen. Erschienen in: Kriegerischer Frieden. 24/ 2012. URL: <https://www.kritisch-lesen.de/c/1089>. Abgerufen am: 02. 01. 2019 22:35.

Militär, Geschlecht, Desertion



Ralf Buchterkirchen

"... und wenn sie mich an die Wand stellen"

Desertion, Wehrkraftzersetzung und «Kriegsverrat» von Soldaten in und aus Hannover 1933-1945

Ausgehend von Geschlechterforschung wird versucht, das Militärische zu verstehen und Desertion zu würdigen.

Rezensiert von [Zülfukar Çetin](#)

Desertion wird noch immer als Vergehen gegen den „eigenen Staat“ betrachtet, Menschen werden verfolgt, nur weil sie selbst leben und nicht auf andere Menschen schießen wollen. Deserteure gelten so den Einen als „Drückeberger“, als „Stachel“ – eben Menschen, die nicht mehr Gehorsam sein wollen oder können. Den Anderen gilt Desertion als Widerstand und ihnen gelten nur diejenigen Deserteure als des Gedenkens würdig, die sich politisch Gewalt und Töten widersetzen. Einfach das Töten nicht mehr sehen zu können oder überleben zu wollen, erscheint auch dieser zweiten Richtung nicht als ehrbar.

„Manneszucht“ und Ungehorsam

Erst im Jahr 2009 wurden bei der Aufarbeitung des NS-Unrechts auch die letzten rehabilitiert, die auf Grund von Ungehorsam durch Militär- und zivile Gerichte des Dritten Reiches ermordet wurden – die sogenannten Kriegsverräter. 2009, das ist zeitlich spät und macht deutlich, warum erst heute ein solches Buch, wie das von Ralf Buchterkirchen, möglich wird und eine breite Aufmerksamkeit erfährt. Hinzu kommt ein neuer Blickwinkel, für den das Buch Buchterkirchens gewürdigt wird – er wendet sich aus Richtung der Männlichkeits- und Geschlechterforschung dem Thema Desertion zu. Ulrich Finckh – langjähriger Vorsitzender der Zentralstelle der Kriegsdienstverweigerer und damit einer der exponiertesten Unterstützer kriegsdienstverweigernder Initiativen – urteilt so in einer Besprechung im Friedensforum: „Wer nicht die umfangreichen Arbeiten von Wette, Wüllner, Messerschmidt und anderen studieren will, findet hier eine vorzügliche Einführung und Übersicht über die verbrecherische Tradition der Militärjustiz.“ (Finckh 2012) Auf dem Mädchenblog wird dagegen der Geschlechterblick vorangestellt:

„Ralf Buchterkirchen gelangt in seinem (...) Buch (...) auf einem ganz anderem Weg zum Thema Desertion als sonst üblich. Er wählt den Ausgangspunkt Männlichkeitsentwürfe und macht deutlich, wie anknüpfend an Drangsalieren von jungen Männern in Preußen, im Nationalsozialismus ‚Manneszucht‘ zentral gesetzt wurde.“ (Maedchenblog.blogspot.de 2012)

Beide Bewertungen sind vollständig korrekt: Buchterkirchen liefert eine gut strukturierte Arbeit, in der er, ausgehend von Betrachtungen zu „Manneszucht und Wehrwürdigkeit“ (S. 15), die konkreten Rahmenbedingungen beschreibt und diskutiert, mit denen Gehorsamsverweigerung in der Deutschen Wehrmacht verfolgt wurde. Er würdigt dabei die Orte der Verfolgung, die Straftatbestände die unterschieden wurden; er bespricht die Gerichtsverfahren, die oft – und nicht nur in den letzten Tagen des verbrecherischen deutschen Krieges – jede Verteidigungsmöglichkeit der Angeklagten ad absurdum führten. Und schließlich – und das ist einer der wichtigen Punkte –

stellt er als „persönliche Autonomie“ die sehr individuellen „Motive für Ungehorsam“ (S. 55) vor. Nicht nur Angst, wie die Einen sagen, oder politischer Widerstand, wie die Anderen meinen, waren die Gründe für die Entscheidung zu desertieren, sondern die Sehnsucht nach Leben, die Erkenntnis, das Töten nicht mehr ertragen zu können, aber auch eine unbeabsichtigte zeitweise Abwesenheit, die ausgedehnt wurde, um der daraufhin drohenden Strafe zu entgehen. Dabei hatten Deserteure stets die Strafe im Blick: Denn in häufigen Appellen wurde in den militärischen Einheiten auch immer wieder darüber informiert, dass Desertion und Gehorsamsverweigerung hart geahndet, mit dem Tod bestraft werde. Dass so oft über die Folgen der Gehorsamsverweigerung informiert wurde, macht wiederum auch deutlich, dass die Befehlshaber wohl Angst davor hatten, dass Menschen sich dem Töten entziehen könnten. Überraschend deutlich wird aber auch, wie Männlichkeitsnormen und Verständnisse von Heldentum – genannt sei hier nur der Begriff der Manneszucht – normierend und disziplinierend auf Soldaten wirken sollen und auch effektiv wirken. In einem zweiten Teil wendet sich der Autor den konkreten biographischen Beschreibungen Hannoverscher Deserteure zu, bevor er mit der zögerlichen Aufarbeitung der Verbrechen der Militärjustiz in der Bundesrepublik Deutschland, aber auch in der Deutschen Demokratischen Republik, schließt.

Handeln vor Ort

Und an diese Aktualität schließt der Autor auch durch politisches Handeln an: Das lahmende Gedenken und politische Streiten in Hannover waren die Ausgangspunkte für Ralf Buchterkirchen, dieses Buch zu schreiben und damit, aufbauend auf Vorarbeiten von Klaus Falk, die regionale Geschichte von Deserteuren, die aus Hannover kamen oder dort ums Leben kamen, aufzuarbeiten. Die regionale Geschichte ist auch daher so wichtig, weil Hannover, im Zweiten Weltkrieg einer der wichtigsten Rüstungsstandorte und zentralen Orte der Militärgerichtsbarkeit, sich nur sehr zaghaft mit dieser Geschichte auseinandersetzt. Wo man immer mit der aktuellen Ersten Panzerdivision der Bundeswehr als Stadt den Schulterchluss sucht, fällt die Aufarbeitung der Vergangenheit und das Gedenken an die ermordeten Deserteure schwer. Ein Gedenken am Hinrichtungsort der Deserteure wurde so vom Kommandanten der Emmich-Cambrai-Kaserne in diesem Jahr verhindert – er gab vor, nichts von dieser Geschichte der Hinrichtungen auf dem Kasernengelände zu wissen, was Hiltraud Agternkamp, eine mittlerweile alte Hannoveranerin, die die Zeit erlebte, so aufregte, dass sie – obwohl sie so lange geschwiegen hatte – sich jetzt, 2012, in der *Hannoverschen Allgemeinen Zeitung* zu Wort meldete (Haz 2012). Und auch wenn der Bezirksbürgermeister des hannoverschen Stadtteils Südstadt/Bult, Lothar Pöllähne (SPD) das Buch von Ralf Buchterkirchen als „beispielhaft“ würdigt, da an „vielen Orten im Lande (...) nach wie vor, die Geschichte und Geschichten von vielfach immer noch unbekanntem Deserteure[n]“ (SPD 2012) aufgearbeitet werden sollten, setzte auch er nicht durch, dass es in Hannover einen Ort des Erinnerns an Deserteure und der politischen Auseinandersetzung mit Desertion gibt. In Hannover läuft es nun darauf hinaus, dass das Gedenken auf einen Friedhof abgeschoben wird – ein Friedhof ist kein Ort der Auseinandersetzung. Aber auch in anderen Orten sieht es kaum anders aus: Erst in wenigen Städten gibt es Denkmale für Deserteure und finden Debatten über ihre Anerkennung statt – eine Rehabilitation, die entsprechend auch in die Städte getragen würde und nicht klammheimlich stattfindet. Dazu leistet das Buch einen wichtigen Beitrag und stellt auch abschließend die Frage, was Verweigerung von Gehorsam für eine moderne zivil organisierte Gesellschaft bedeuten kann und muss. Wie gehen wir jetzt mit denen um, die sich als Soldaten und Soldatinnen dem Krieg verweigern? Da wo aktuell Individualisierung als wichtiges Ziel von Demokratie beschrieben wird, reicht es dennoch nicht dazu aus, Desertion straffrei zu stellen und wirksam als ein Mittel anzuerkennen, sich dem Töten von Menschen zu widersetzen, also selbst menschlich zu sein. Als solches Mittel wird Desertion nur anerkannt und befördert, wenn Soldat_innen der „gegnerischen Seite“ desertieren – so unterstützte die Europäische Union dies in den Jugoslawien-Kriegen. Doch ein Recht auf Desertion gibt es noch nicht – und dafür ist viel zu tun.

Zusätzlich verwendete Literatur

Finckh, Ulrich 2012: Buchbesprechung „...und wenn sie mich an die Wand stellen“. Online [hier](#)

Mädchenblog 2012: Deserteure, Wehrkraftzersetzer und Männlichkeiten. Online [hier](#)

Haz 2012: Die Geschichte vom Matrosen Ritter. Online [hier](#)

SPD-Ortsverein Südstadt-Bult 2012: Vergessene Morde. Online [hier](#)

Ralf Buchterkirchen 2011:

"... und wenn sie mich an die Wand stellen". Desertion, Wehrkraftzersetzung und «Kriegsverrat» von Soldaten in und aus Hannover 1933-1945.

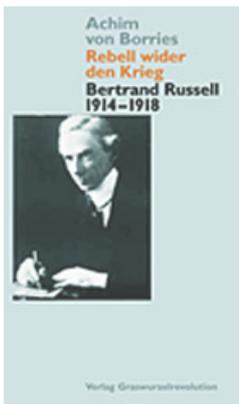
Verlag Arbeitskreis Regionalgeschichte e. V., Neustadt.

ISBN: 978-3-930726-16-5.

178 Seiten. 13,90 Euro.

Zitathinweis: Zülfukar Çetin: Militär, Geschlecht, Desertion. Erschienen in: Kriegerischer Frieden. 24/ 2012. URL: <https://www.kritisch-lesen.de/c/1090>. Abgerufen am: 02. 01. 2019 22:35.

Vier Jahre Kampf gegen den Kriegsgeist



Achim von Borries
Rebell wider den Krieg
Bertrand Russell 1914-1918

Ein kleines Büchlein über einen englischen Kriegsgegner, welcher zum Sozialisten werden sollte.

Rezensiert von [Thomas Möller](#)

Am 28. Juli 1914 begann der erste Weltkrieg mit der Kriegserklärung Österreichs an das Königreich Serbien. Wenige Tage später befand sich die halbe Welt im Kriegszustand. Zum Schrecken einiger weniger Intellektueller – unter anderem „Romain Rolland, Hermann Hesse, Albert Einstein, Georg Friedrich Nicolai und in England, neben Bernard Shaw, vor allem der Philosoph Bertrand Russell“ (S. 13f) – mit der kriegsbegeisterten Zustimmung der jeweiligen Bevölkerungen und ebenso der Geisteswelt. Selbst viele Sozialist_innen, welche seit damals rund 50 Jahren den Internationalismus predigten, wollten von diesem nicht mehr viel wissen und reihten sich überwiegend ein in ihre nationale Front. Wie erwähnt stellten sich aber, neben anderen, auch einige Intellektuelle diesem Wahn entgegen. Der Autor Achim von Borries hat sich einem dieser, eben Bertrand Russell, angenommen und stellt detailreich das politische Handeln des Philosophen in den vier Jahren des Weltkrieges dar.

Bertrand Russell war zu Beginn des Kriegs 42 Jahre alt und hatte sich als Philosoph, vor allem durch die dreibändige zusammen mit Alfred North Whitehead verfasste „Principia Mathematica“, bereits einen Namen gemacht und auch in die Politik hatte er schon erste, wenn auch erfolglose, Ausflüge unternommen. Borries charakterisiert Russell vor dem Ersten Weltkrieg als „zu jenen Liberalen [gehörend], die an ‚geordneten‘ kontinuierlichen Fortschritt zu immer mehr Freiheit, Wohlfahrt und gesichertem Frieden glaubten.“ (S. 18) Ein Glaube, der durch die nationalistische Massenhysterie, welche mit den Weltkrieg einher ging und durch die Propaganda der Kriegsparteien erschüttert wurde, was nach Borries Russells Orientierung hin zu sozialistischen Ideen zur Folge hatte. In seinen drei Kriegsschriften – „Principles of Social Reconstruction“ (1916), „Political Ideals“ (1917), „Roads to Freedom – Socialism, Anarchism and Syndicalism“ (1918) – wendet sich Russell vom liberalen rationalen Menschenbild ab, setzt diesen eine triebhafte menschliche Natur entgegen und entwirft eine Kritik der kapitalistischen Wirtschaftsweise mit Perspektive auf eine mögliche demokratischere Gesellschaftsorganisation. Borries stellt diese Denk-Entwicklung im letzten Drittel des Buches dar, während sich der größere Teil des Werks mit dem konkreten politischen Wirken Russells während der vier Jahre des Krieges beschäftigt.

Russell wendete sich bereits unmittelbar nach Ausbruch des Krieges über Zeitungsartikel, in denen er sich scharf gegen die „antideutsche Propaganda der Regierung“ (S. 21) ausspricht, an seine Landsleute. Zur gleichen Zeit setzt er sich in einem Aufsatz mit dem Titel „Why Nations Love War“ mit der Frage auseinander: „Wie konnte eine scheinbar friedliebende Bevölkerung über Nacht so kriegswillig, ja kriegsfreudig werden?“ (S. 22) Eine Frage, welche ihn über die ganze Zeit des Krieges und darüber hinaus beschäftigen sollte und zur Grundlage seiner politischen Philosophie wurde.

Bald darauf trat er der *Union for Democratic Control* (UDC) bei, einer Organisation, welche „die Beendigung der Geheimdiplomatie und eine demokratische Kontrolle der Außenpolitik forderte.“ (S. 23) Er unterstützte diese Organisation publizistisch und durch eine umfangreiche Vortragstätigkeit in ganz Großbritannien. In seinen Artikeln und Vorträgen prangerte Russell dabei immer wieder die Mitschuld der englischen Regierung am Ausbruch des Krieges an und forderte, ganz im Sinne der UDC, eine effektive demokratische Kontrolle der Außenpolitik. Zugleich grenzte er sich explizit von einem Pazifismus-um-jeden-Preis ab und nannte verschiedene Kriterien für eine mögliche Berechtigung eines Krieges, welche aber alle nicht auf den Ersten Weltkrieg anzuwenden seien. Darüber hinaus plädierte er für einen „selbstkritischen Patriotismus“ (Borries) und setzte sein Engagement in diesen Kontext: „Je mehr es mit England abwärts geht, um so dringender möchte ich helfen und um so mehr fühle ich mich auf Gedeih und Verderb an England gebunden.“ (S. 33) Dieses Zitat von Russell wird unkommentiert stehen gelassen, wodurch hier, wie auch an einigen anderen Stellen, die mangelnde Distanz von Borries zu seinen Gegenstand deutlich wird. Eine detaillierte Auseinandersetzung mit jenem „selbstkritischen Patriotismus“ oder anderen Aspekten des Denkens Russells hätten der These vom Wandel von Russells politischen Überzeugungen hin zum Sozialismus mehr Überzeugungskraft verliehen.

Entscheidenderen Einfluss als die UDC auf Russell – vor allem verbunden mit seinem Ausbrechen aus dem akademischen Rahmen und seinem Kontakt zu Menschen mit den unterschiedlichsten sozialen Hintergründen – hatte seine Mitgliedschaft in der *No-Conscription Fellowship* (NCF), welche bald zum Mittelpunkt seines Engagements gegen den Krieg wurde. Bereits Ende 1914 gegründet, setzte sich die NCF gegen die befürchtete Einführung der Wehrpflicht ein, zu welcher es dann im Januar 1916 kam. Damit wurde der Kampf gegen die Wehrpflicht und den Krieg praktisch in Form konkreter Unterstützung von Wehrdienstverweigern. Russell nutzte seine Bekanntheit als Intellektueller im Sinne der NCF und steigerte wiederum seine politische Aktivität innerhalb der NCF seine Bekanntheit außerhalb der akademischen Welt.

Da er aufgrund seines Alters von der Wehrpflicht befreit war kümmerte er sich auch bereitwillig um alle Belange der Organisation, deren führende Kader, jünger als Russell, immer wieder wegen ihrer Kriegsdienstverweigerung inhaftiert wurden. Aber auch Russell kam schnell in Konflikt mit dem Gesetz durch seine Tätigkeit bei der NCF, für deren wöchentlich erscheinende Zeitung *The Tribunal* er ab Januar 1917 fast immer das Editorial schrieb. Nachdem er für ein Flugblatt der NCF im April 1916 die Verantwortung übernahm und zu 100 Pfund Strafe oder 61 Tagen Gefängnis verurteilt wurde, verlor Russell seine akademische Position in Cambridge und weitere Repressalien folgten. Als Russell im Dezember 1917 seine Aktivitäten in der NCF bereits reduzierte hatte, um sich wieder verstärkt der Wissenschaft zu widmen, schrieb er für *The Tribunal* vom 3. Januar 1918 einen Leitartikel mit dem Titel „The German Peace Offer“. In diesem Artikel erwägt er die Möglichkeit, dass das amerikanische Militär in Europa als Streikbrecher eingesetzt werden könnte, was als „Beleidigung des amerikanischen Verbündeten“ (S. 53) ausgelegt wurde und Russell eine Gefängnisstrafe von sechs Monaten einbrachte und seine Aktivitäten gegen den Krieg beendete.

Mit Fachkenntnis und vielen Zitaten aus Russells Schriften, Briefen und Aussagen von Zeitzeugen behandelt Achim von Borries Bertrand Russells Wirken und die Entwicklung seines politischen Denkens während des ersten Weltkrieges. Ersteres gelingt dem Autor in überzeugender Weise. Letzteres, also das Denken Russells und der unterstellte, damit verbundene Wandel bleibt undeutlich, da die Begriffe liberal oder freiheitlich-sozialistisch nicht eindeutig inhaltlich geklärt werden. Als Sekundärliteratur ist das Buch durchaus zu empfehlen. Es ersetzt aber keine eigene Auseinandersetzung mit Russells Denken.

Achim von Borries 2006:

Rebell wider den Krieg. Bertrand Russell 1914-1918.

Verlag Graswurzelrevolution, Nettersheim.

ISBN: 3-939045-01-2.

95 Seiten. 8,80 Euro.

Zitathinweis: Thomas Möller: Vier Jahre Kampf gegen den Kriegsgeist. Erschienen in: Kriegerischer Frieden. 24/ 2012. URL: <https://www.kritisch-lesen.de/c/1091>. Abgerufen am: 02. 01. 2019 22:35.

Performativität in der Akademie



Erika Fischer-Lichte
Performativität
Eine Einführung

Erika Fischer-Lichte liefert einen zugänglichen Einblick in theatrale Theorien der Performativität.

Rezensiert von [Dr. Daniele Daude](#)

Wie bei ihrem Standard gewordenen „Ästhetik des Performativen“ (2004a) erläutert Erika Fischer-Lichte das Problemfeld zunächst exemplarisch. Ausgehend vom Unverständnis der Rezeption für die Performanz von Gertrud Eysold in der Rolle der Elektra (Inszenierung von Max Reinhard am 30.10.1903) zeigt die Autorin wie das ungewöhnliche Spiel der Schauspielerinnen einen Bruch zu den vorigen Auffassungen von Theater als Illusion beziehungsweise Körper als Rollenträger stellte. Interessant ist dabei der Hinweis auf die Überforderung der Theaterkritik, welche Eysolds neuartige Leiblichkeit mit Begrifflichkeiten aus der Medizin (zum Beispiel „pathologisch“) und der bildungsbürgerlichen Moral (zum Beispiel „Würde“) zu erfassen suchte. Es folgt eine historische Kontextualisierung anhand derer die tragenden Tendenzen des *performative turn* dargelegt werden, wobei die Autorin hier zugleich transparent macht, worauf sie sich bezieht zum Aufbau des eigenen Konzepts von Performativität.

Begriffserläuterung

Mit den unumgänglich gewordenen Arbeiten von John L. Austin und Judith Butler streift Fischer-Lichte Ansätze aus der Ethnologie (Arnold van Gennep, Victor Turner, James Frazer), Philosophie (Merleau-Ponty, Helmuth Plessner, Sybille Krämer), Theaterwissenschaften (Max Herrmann, Joachim Fiebach, Sybille Krämer) und der Performance Studies (Richard Schechner). Wer nach einer bündigen Begriffserläuterung von *Performativität* sucht, wird allerdings enttäuscht denn davon schlägt Fischer-Lichte mehrere vor:

„Der Begriff bezeichnet bestimmte symbolische Handlungen, die nicht etwas Vorgegebenes ausdrücken oder repräsentieren, sondern diejenige Wirklichkeit, auf die sie verweisen, erst hervorbringen. Sie entsteht, indem die Handlung vollzogen wird. Ein performativer Akt ist ausschließlich als ein verkörperter zu denken“ (S. 44)

Daraufhin verweist die Autorin auf die dreiteilige Definition von Sybille Krämer in ein *schwaches* (in dem jemand spricht, gestikuliert, also etwas tut), ein *starkes* (in dem das Gesagte zugleich vollzogen wird) und ein *radikales Konzept* (in dem „die Grenzen von dichotomischen Klassifikationen, Typologien und Theorien auf[ge]zeigt“ und unterlaufen werden). Auch Bildern kann Performativität zugesprochen werden,

„insofern sie über die Fähigkeit verfügen, auf die sie Betrachtenden leiblich einzuwirken und in ihnen physiologische, affektive, energetische, und motorische Veränderungen auszulösen, wobei offensichtlich der Verschränkung von Wahrnehmung, Imagination, Erinnerung eine besondere Bedeutung zukommt, mit der die jeweilige Wirklichkeit konstituiert wird, auf die sich die Veränderungen beziehen“ (S. 128f)

Performativität könne schließlich durch ihre Eigenschaften der „Unvorhersehbarkeit“ (wodurch Performanz/Aufführung sich von einer geplanten Inszenierung unterscheidet), der „Ambivalenz“ (und dessen destruktiven beziehungsweise produktiven Charakter), der „Wahrnehmung“ und der „transformativen Kraft“ definiert werden.

Gliederung

Es gäbe viele Möglichkeiten sich solch heterogenem Theoriebündnis wie die des Performativen zu nähern. Die zwei berühmtesten dürften die aus den Sprachwissenschaften entnommenen Herangehensweisen einer diachronischen Darstellung einerseits (also die Untersuchung der Entwicklung von Forschungsgegenständen durch unterschiedliche epochale, auktoriale etc. Kontexte) und die synchronischen Darstellungen andererseits (das heißt die Untersuchung von normativen Strukturen in einem eingeschränkten Rahmen) darstellen. Fischer-Lichte entscheidet sich für einen dritten Weg, in dem beide Strategien abwechselnd eingesetzt werden.

In der Einleitung wird die Entstehungsgeschichte des Terminus *performativ* aus der Konvergenz von soziokulturellen (neue Körperkultur um 1900, theatrale Avantgarde) und akademischen Phänomenen (Autonomisierung der Theaterwissenschaft aus der Literaturwissenschaft, Emergenz von Ethnologie, wobei deren Funktion im kolonialen Diskurs nicht thematisiert wird) beschrieben. Der erste Teil dient der Erläuterung der Begriffe Aufführung/Performance hinsichtlich ihrer medialen Bedingungen, ihrer Materialität, ihrer Ereignishaftigkeit sowie der Wahrnehmung und Bedeutungserzeugung (S. 68). Die Ausführungen fundieren dabei als populäre Fassung des Buches „Ästhetik des Performativen“ (2004a) sowie ihres Aufsatzes „Einleitende Thesen zum Aufführungsbegriff“ (2004b).

Im zweiten Teil wird Performativität hinsichtlich ihrer Eigenschaften, also „Unvorhersehbarkeit“, „Ambivalenz“, „Wahrnehmung“ und „transformative Kraft“ an unterschiedlichen kulturellen Erscheinungen erprobt. Die Wahrnehmung wird als performativer Prozess beschrieben, in dem eine Ökonomie der Aufmerksamkeit sowie ein Zusammenspiel zwischen Imagination, Erinnerung und Reflexion am Werk sind. Die Wahrnehmung von Gegenständen kann in diesem Sinne als ein performativer Akt aufgefasst werden. Denn es wird von keiner vorausgesetzten Wirklichkeit ausgegangen, sondern „vielmehr wird sie erst im Prozess der Wahrnehmung in der besonderen Begegnung zwischen diesem wahrnehmenden Subjekt und diesem wahrgenommenen Bild oder Text konstituiert“ (S. 110). Im letzten Unterteil werden die durch Aufführungen generierten Veränderungen bei den Zuschauer_innen ergründet. Nach der Etablierung von Parallelen zwischen Wettkämpfen, Gerichtsverfahren, Performanzkünsten und theatralen Aufführungen, weist Fischer-Lichte auf eine lang zurückliegende Wirkungsästhetik von Aristoteles bis zu Hermann Kappelhof über Rousseau, Diderot und Lessing hin.

Der dritte Teil ist der Frage, „wie Unvorhersehbarkeit, Ambivalenzen und die transformative Kraft des Performativen sich in Texten, Bildern und Dingen ereignen und auswirken“ (S. 134), gewidmet. Untersucht werden Verfahren, mit denen literarische Texte „eine neue, ihre eigene, Wirklichkeit konstituieren, und (...) wie sie durch diese Wirklichkeit auf ihre Leser einzuwirken vermögen“. Kernaussage der Performativität von Texten ist der enge Zusammenhang zwischen struktureller Performativität, welche „die Aufmerksamkeit auf die Ebene des *discours*, des Erzählens, also der Vermittlungsebene zwischen Text und Leser [lenkt]“ und funktionaler Performativität, welche hingegen „die Wirkungen und Dynamiken, die ein Text an der Schnittstelle mit seinem Rezipienten entfaltet [bezeichnet]“ (S.139). Im zweiten Unterteil werden die

subjektiven (Sehen und Blicken) und institutionellen Bedingungen (religiöse Räume, öffentliche Räume, museale Räume und akademische Räume) eines gelungenen Blickaktes dargelegt. In Bezug auf die Performativität der Dinge schlägt Fischer-Lichte eine fünfteilige Untersuchung nach heiligen, Gebrauchs-, Prestige-, musealisierten und vermüllten Dinge vor, anhand dessen die bereits erläuterten Hauptbegriffe zum letzten Mal erprobt werden.

Fazit

Generell lässt sich „Performativität. Eine Einführung“ gut lesen. Wer noch nie Fischer-Lichte gelesen hat, wird sich erstmal an ihren Schreibstil gewöhnen müssen; doch für alle Fälle wird jeder Teil noch am Ende synthetisiert. Als erster Kritikpunkt dürfte der völlige Ausschluss von Ansätzen aus den kritischen Kulturwissenschaften (Hall, hooks), den Postcolonial Studies (Kilomba, Spivak, el Tayeb) und deutschen Weißseins-Studien (Wachendorfer, Wollrad, Hornscheidt) benannt werden. Denn diese liefern bereits grundlegende Erkenntnisse für performative Untersuchungen, indem unter anderem epistemologische Mechanismen in ihrem Zusammenhang mit hegemonialen Machtstrukturen erfasst wurden. Der Bezug auf diese Fächer gebietet sich umso mehr, da die Mehrheit der theoretischen Referenzen aus kolonialen Fächern (vgl. Ethnologie) übernommen wird, jedoch ohne an ihre produktive Funktion im umfassenden kolonialen Diskurs zu erinnern. So entstehen problematische Aussagen wie etwa „die 60er Jahre (...) markieren das Ende des Kolonialismus“ (S. 28), Begriffe wie „Stammesgesellschaft“ und „Stammeskultur“ (S. 47) und Autoren wie Turner, von Gennep und Darwin werden selbstverständlich als Autoritäten vorausgesetzt.

Sehr problematisch ist die fehlende Definition dessen, was unter „Kultur“ verstanden werden soll. Fischer-Lichte erwähnt die Ansätze des Kulturanthropologen Milton Singer sowie der sowjetischen Kultursemiotiker Jurij Lotman und Vjatscheslav Ivanov als Beispiel einer Bestimmung von Kultur als „analog zur Sprache im Sinne eines Zeichensystems“ und die Definition des Kulturanthropologen Clifford Geertz, welcher besagt „dass ein Mensch ein Wesen ist, das in selbstgesponnene Bedeutungsgewebe verstrickt ist, wobei er dieses Gewebe als Kultur ansehe“ (S. 32). Von dorthier wird nach Dynamisierungsprozessen gesucht, wodurch „Kultur“ anstatt als „Text“ nun als „Aufführung“ erfasst wird. Doch es findet weder eine Distanzierung zum umfassenden theoretischen Gerüst statt noch wird eine eigene Definition – wenn auch nur provisorisch – vorgeschlagen. Ohne diese Bestimmung läuft die Analyse von performativen Prozessen die doppelte Gefahr, einerseits eine einzige Wahrnehmungsperspektive als universal zu setzen und andererseits den soziokulturellen Rahmen, aus denen performative Erscheinungen entstanden, schlicht zu ignorieren, womit äußerst unglückliche theoretische Missstände entstehen *können* (vgl. Geschichte der Rassentheorie). Nichtsdestotrotz erfüllt das Buch seine Rolle als Einführung ins Thema und ist als solches lesenswert.

Zusätzlich verwendete Literatur

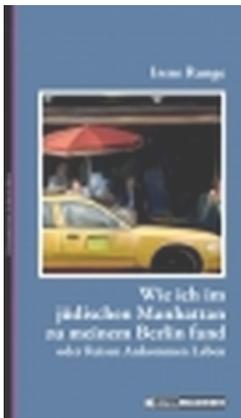
Fischer-Lichte, Erika 2004a: Ästhetik des Performativen. Suhrkamp, Frankfurt/Main

Fischer-Lichte, Erika 2004b: Einleitende Thesen zum Aufführungsbegriff. In: Erika Fischer-Lichte / Clemens Risi / Jens Roselt (Hg.): Kunst der Aufführung - Aufführung der Kunst. S. 11-26

Erika Fischer-Lichte 2012:
Performativität. Eine Einführung.
transcript, Bielefeld.
ISBN: 978-3-8376-1178-6.
240 Seiten. 19,80 Euro.

Zitathinweis: Dr. Daniele Daude: Performativität in der Akademie. Erschienen in: Kriegerischer Frieden. 24/ 2012. URL: <https://www.kritisch-lesen.de/c/1092>. Abgerufen am: 02. 01. 2019 22:35.

Ein innovatives Lebensbuch, eine anregende Idee für ein offenes Berlin



Irene Runge

Wie ich im jüdischen Manhattan zu meinem Berlin fand
oder Reisen Ankommen Leben

Ein ganz heißer Tipp für eine lebendige Geschichte, für Aktualität und Lernen, ein Plädoyer für Offenheit und Akzeptanz, für das beste von Manhattan für Berlin, dafür, zu leben.

Rezensiert von [Heinz-Jürgen Voß](#)

Wer dieses Jahr auf der Frankfurter Buchmesse war und die Berichterstattung ringsherum verfolgt hat, der demjenigen wird vielleicht eines aufgefallen sein: Kein Buch wurde als „absolutes Muss“ präsentiert, kein Buch wurde in den Feuilletons der großen oder der schönen Zeitungen und Zeitschriften hin und her gewälzt. Es gab literarisch offenbar nichts zu berichten, die Frankfurter Buchmesse hatte somit eigentlich gar nicht richtig stattgefunden...

Dabei wäre der autobiographisch geprägte „Roman“ – der zwischen den Genres laviert – „Wie ich im jüdischen Manhattan zu meinem Berlin fand: oder Reisen Ankommen Leben“ von Irene Runge *das Muss* für die Literaturspalten der Zeitungen gewesen. Einziges Problem wohl, um auf Bestsellerlisten zu kommen oder etwa den deutschen Buchpreis zu erhalten: Das Buch ist als preisgünstige Softcover-Ausgabe in einem kleinen Verlag mit einem schönen und ausgewählten Programm erschienen. Das hat man in Frankfurt nicht so gern.

Irene Runge macht vieles in einem. Statt einer Autobiographie vermittelt sie Gefühl und ermöglicht es der Leser_in selbst einzusteigen, in ein lebendiges und jüdisches Manhattan und ein Berlin, in dem auch viel passiert, aber dessen jüdisches Leben erst gerade den Weg aus den Museen wieder in aktives und vielfältiges Erleben von Menschen findet. Während Manhattan einlädt, auch Menschen, die noch nicht gut Englisch sprechen, muss sich Berlin diese Gelassenheit noch erarbeiten – aber es ist auf einem Weg dorthin. Und so ist Irene Runges Roman auch keine Klageschrift, etwa über die Wende und das Erleben in der DDR und der BRD, wie es etwa in diesem Jahr mit „Der Turm“ zum Einheitsgedenken zelebriert wurde. Als Kind zunächst in Manhattan, dann mit den Eltern im Ostberlin der DDR aufgewachsen und immermal als Kind und Jugendliche auf eigene Faust in Westberlin unterwegs, leistet Runge auch zur Wendeliteratur wichtiges: Wie Manhattan und Berlin, so schafft sie es auch, auf Ost und West zu blicken, gelassen eben, anerkennend für alle Seiten und immer mit Sicht auf das Leben und Erleben der Menschen. So finden wir insbesondere Beschreibungen aus dem täglichen Leben, in einer schönen, nicht wortgewaltigen Sprache. Runge hat den Blick für die Kleinigkeiten, ohne auszuschweifen – und sie schafft es, diese kleinen alltäglichen Geschichten immer wieder zu verdichten, also zu einem Gesamtblick zusammenzufügen:

„Ich liebe es, in Manhattan zu sein. Die Stadt passt zu mir. Ich bin genauso gern in Berlin, besonders im Sommer, wenn es nicht regnet, wenn auf dem Trottoir Stühle und Sonnenschirme stehen, jedes Stück Grün Hof- oder Biergarten heißt und in den Kaffeebars eisige Milchgetränke ausgeschenkt werden, wenn sich in Strandbars fernab irgendwelcher Gewässer Leute stundenlang erholen, als befänden sie sich am Mittelmeer. Manches davon, auch Berliner Nächte und das Klubleben ziehen an mir vorbei. Nach Mitternacht am Rosenthaler Platz, wenn ich die U-Bahn verlasse, da scheint mir ein Ferienparadies entstanden, in dem sich die sonderbarsten Menschen auch Eis essend zueinander gesellen. Sitze ich tagsüber mit meinem Kaffee auf so einer Straße, dann sehe ich, wie Mütter mit Kinderwagen, Väter mit Säuglingen vor der Brust, schmalbrüstige Knaben in knalligen T-Shirts, fahrradfahrende Familien, Freundinnen und Touristen sich geschickt und freundlich aneinander vorbeischieben. Man kommt dabei ins Gespräch, lächelt sich an. Falls sich jemand als New Yorker zu erkennen gibt, packt mich das Fernweh. Auch im Kino, wenn die Wolkenkratzerwände silbern glitzern, exzentrische Fußgänger sich in Schaufenstern verdoppeln, die Menschenmengen hasten, wenn ich mir vertraute Ecken sehe, sonnige Bilder Berlins Wechselwetter erheitern, die Kamera mit Blick von oben über Häuserspitzen auf Avenues, auf die Straßenebene zoomt, und hinein in die Wohnzimmer. Manhattan ist nur wenige Flugstunden fern.“ (S. 56f)

Irene Runge zeichnet ein umfassendes, nicht immer schönes Bild. Von Manhattan fehlen etwa nicht die Beschreibungen der Gentrifizierung, die eben auch in Berlin stattfindet. Es werden auch aktuelle politische Fragen angeschnitten, neben den historischen und ihren noch immer aktuellen Auswirkungen. Die Shoa – die Ermordung der europäischen Jüdinnen und Juden durch die Deutschen – ist gegenwärtig; es wird deutlich, wie auch die Überlebenden und nach 1945 nach Deutschland kommenden Jüd_innen sich mit der Feindlichkeit gegenüber Jüd_innen in der BRD (einschließlich Westberlin) und der DDR auseinandersetzen mussten beziehungsweise müssen. Runge schildert aber auch hier Anekdoten, die zuweilen leicht mit einem Augenzwinkern gelesen werden können. Anstatt mit dem Zeigefinger auf den Hass, die Gewalt, das Ermorden immer wieder eindringlich hinzuweisen, macht sie anderes: Sie zeichnet ein Bild des Erlebens, des miteinander Lebens von Menschen. Sie macht Geschmack auf eine gesellschaftliche Entwicklung, in der Menschen miteinander leben und umgehen, sich nicht ihre Schwächen vorhalten, sondern ihre Stärken zusammenbringen und bereichern. Und Irene Runge zeigt, wie sich gerade dafür aus dem jüdischen Manhattan für Berlin lernen lässt:

„Das Jüdische ist Alltag im Bus, auf der Straße, beim Einkauf, in Kino, Theater und Restaurant, bei Spaziergängen, in Universitäten und Schulen. Man redet und liest davon in den Zeitungen. Das Jüdische ist in Buchgeschäften, Kulturzentren, im Supermarkt vorhanden, Juden kaufen ein, spazieren, joggen, spielen Tennis, Klavier, gehen auf Versammlungen, zu Vorträgen, zum Arzt, in die Analyse. Sie sind Produzenten und Konsumenten. Es gibt abgekapselte Gruppen und solche, die jenseits allen Jüdischseins leben. Außerhalb der Orthodoxie ist die Zahl der gemischten Ehen hoch und wird mit Sorge kommentiert. In Berlin fehlt das Alltägliche. Es gibt die Friedhöfe, historische Tafeln und Ausstellungen. Politiker, Schulen und Parteien erinnern regelmäßig an den Judenmord. Der Antisemitismus versteckt sich nicht immer, der Anti-Antisemitismus hat viele Gesichter. Jüdische Gruppen außerhalb der Religionsgemeinden sind fragmentiert. Sie nehmen sich nur gelegentlich als zueinander gehörig wahr. In Berlin würde die Politisierung eines religiösen Feiertags als Konfessionalisierung einer politischen Botschaft missverstanden werden. Nicht der Atheismus, sondern das Unwissen ist das Problem. In Berlin fehlen die Normalität und eine auch gleichgültige Kenntnisnahme des Anderen. Es gibt in der Mehrheitsbevölkerung kaum Erfahrungen, was ein Feiertag oder ein Ritual auf jüdisch, islamisch oder buddhistisch bedeuten kann. Nur langsam arbeitet sich die hiesige Medienwelt heran. In den USA sind Staat und Kirche strikt getrennt, aber in den politischen und sozialen Bewegungen, bei den Regierenden, in der ganzen Bevölkerung sind die Rituale anderer bekannt. Kommerzialisiert dominiert in Deutschland das Weihnachtsfest den Monat Dezember, während Weihnachtsbäume, Engel, Chanukka-Leuchter und Davidsterne gleichberechtigt Manhattans öffentlichen Raum erleuchten. Das deutsche Sonntagsverkaufsverbot ignoriert, dass der jüdische Sonntag am Freitagabend beginnt und vierundzwanzig Stunden dauert und der islamische Sonntag der Freitag ist.“ (S. 82f)

Runge lädt zu Wissen ein. Leichtgängig, interessiert an Details und insbesondere an den Menschen macht sie Lust auf Manhattan und auf das von ihr skizzierte offene, jüdische Berlin. Das Buch sei als Roman, als Autobiographie, als politisches Buch und selbst als Reiseliteratur – für die vielen kleinen guten Manhattan-Tipps – warm empfohlen.

Irene Runge 2012:

Wie ich im jüdischen Manhattan zu meinem Berlin fand. oder Reisen Ankommen Leben.

Kulturmaschine, Berlin.

ISBN: 978-3-940274-61-8.

327 Seiten. 16,90 Euro.

Zitathinweis: Heinz-Jürgen Voß: Ein innovatives Lebensbuch, eine anregende Idee für ein offenes Berlin. Erschienen in: Kriegerischer Frieden. 24/ 2012. URL: <https://www.kritisch-lesen.de/c/1093>. Abgerufen am: 02. 01. 2019 22:35.

Im Therapiegespräch mit Spinoza



Irvin D. Yalom Das Spinoza-Problem

Der dritte große Roman Irvin Yaloms erfüllt die hohen Erwartungen nur bedingt. Der literarischen Umsetzung der durchaus interessanten Thematik hätte ein wenig mehr Zurückhaltung des Autors gutgetan.

Rezensiert von [Paul Gensler](#)

Irvin Yalom führt mit „Das Spinoza-Problem“ das Konzept seiner überaus erfolgreichen Romanreihe fort. Wie auch in „Und Nietzsche weinte“ sowie „Die Schopenhauer-Kur“ steht im Mittelpunkt des Romans ein bekannter historischer Philosoph, dessen Leben in eine fiktive Rahmenhandlung eingebunden wird: *Benedictus de Spinoza*. Der geringe Umfang der überlieferten Details aus dem Leben des Philosophen erschwerte dem Autor den Zugang nach eigenen Angaben enorm. Der Roman besteht letztlich zu gleichen Teilen aus abwechselnden Schilderungen der Lebensgeschichten des sephardisch-niederländischen Philosophen Spinoza sowie Alfred Rosenbergs, seinerseits:

„Bestsellerautor mit Millionenauflage. Herausgeber der wichtigsten Tageszeitung. Ein prestigeträchtiger Regierungsposten nach dem anderen: Vordenker der NS-Ideologie, verantwortlich für die Ausbildung, Leiter des ERR, Reichsminister für besetzte Ostgebiete. Und trotzdem im inneren Zirkel der NSDAP unbeliebt und verlacht.“ (S. 237f)

Die Idee zur Konzeption des Romans kam Yalom bei einem Besuch im Spinoza-Museum in Rijnsburg, wo er von der nationalsozialistischen Beschlagnahmung des Museumsinventars, das „zur Erforschung des Spinozaproblems (sic!) von besonderer Bedeutung“ (S. 11) sei, erfuhr. Eben jenes „Problem“ lässt sich vermutlich am besten als inneren Konflikt Rosenbergs beschreiben. Dieser war zum Einen überzeugter Antisemit und zum Anderen glühender Verehrer Goethes. Goethe hingegen schien eine große Bewunderung für den jüdischen Philosophen Spinoza gehegt zu haben – für Rosenberg ein unvereinbarer Widerspruch. Die Interpretation dieses fiktiven Konfliktes bildet schließlich die Rahmenhandlung des Romans.

„Das Geheimnis der Kreativität ist es, seine Quellen zu verstecken zu wissen.“ (S. 419) Das Zitat Einsteins führt den Naziideologen zu der Hypothese, dass sich Spinoza seine theoretische Genialität zusammengestohlen habe, diese dadurch nicht als jüdisch gelten könne und sein Idol Goethe somit „entlastet“ sei. Eben jene Vorstellung begleitet Rosenberg durch sein von Yalom skizziertes Leben.

Leben und Denken Spinozas

Neben der biographischen Entwicklung Rosenbergs zeigt der andere Handlungsstrang des Romans das Leben Spinozas von seinem *Cherem*-Ausschluss aus der jüdischen Gemeinde in Amsterdam 1656 bis kurz vor der Veröffentlichung seines ersten Werkes „Der Theologisch-Politische Traktat“.

Wie in den beiden Vorgängern des Romans kann auch dieser als Einführung in das Leben und die Philosophie der titelgebenden Figur gesehen werden. Beide Hauptfiguren sind gründlich

recherchiert, jedoch eindeutig literarisch gefasst. Besonders interessant ist die Darstellung der philosophischen Theorie Spinozas. Yalom lässt den Titelhelden seine später verfassten Werke („Theologisch-politischer Traktat“ 1670, „Ethik, nach geometrischer Methode dargestellt“ sowie „Abhandlung über den Staat“, beide 1677 posthum erschienen) skizzieren.

Spinoza – so wird deutlich – war seiner Zeit definitiv voraus. Spinozas Theorie ist elementar antikerikal und er liest und interpretiert die Thora auf eine Art und Weise, die dem orthodoxen Verständnis diametral entgegensteht:

„Ich glaube, das Problem hat seine Wurzeln in einem fundamentalen und gewaltigen Irrtum, dem Irrtum nämlich anzunehmen, Gott sei ein lebendes, denkendes Wesen, ein Wesen nach unserem Ebenbild, ein Wesen das denkt wie wir, ein Wesen, das über uns nachdenkt. (...) Ich glaube, wenn Dreiecke denken könnten, würden sie einen Gott mit dem Aussehen und den Attributen eines Dreiecks erschaffen.“ (S. 78, Herv. i. O.)

Seine Analyse der „heiligen Schriften“ und deren Interpretation als nicht-zweifelsfrei-göttliche Werke lassen ihn zu einem Vordenker der modernen Bibelkritik werden, führen aber schließlich auch zu dem *Chérem*, also dem Ausschluss des 23-jährigen Spinozas aus der jüdischen Gemeinde. Zumindest im Roman verschafft diese Verbannung Spinoza die Freiheit zum Entwickeln seiner späteren Theorie, während er sich seinen Lebensunterhalt durch das Schleifen von Linsen verdient. Einen sehnsüchtigen Ausblick auf sein späteres Leben lässt der yalomsche Spinoza verlauten:

„Ich beabsichtige, ein religiöses Leben ohne den Einfluss irgendeiner Religion zu führen. Ich glaube, dass alle Religionen, sei es der Katholizismus, der Protestantismus, der Islam oder auch das Judentum, uns nur den Blick auf die religiösen Kernaussagen versperren. Ich hoffe, dass wir eines Tages in einer Welt ohne Religionen leben werden, in einer Welt mit einer universalen Religion, in welcher jeder Einzelne seine Vernunft einsetzt, um Gott zu erforschen und zu ehren.“ (S. 265)

Die Frage, inwieweit Spinozas Religionskritik als vernunftorientierter Atheismus zu verstehen sei, schwingt im Roman beständig mit:

„Es ist nicht mein Ziel, das Judentum zu ändern. Mein radikaler Universalismus zielt darauf ab, alle Religionen zu beseitigen und eine universelle Religion einzurichten, in welcher alle Menschen danach streben, Glückseligkeit durch das vollkommene Verstehen der Natur zu erlangen.“ (S. 404)

Spinoza ist somit eher als ein Vordenker des *Pantheismus* zu sehen. Dabei handelt es sich um eine Position zwischen Religiosität und radikalem Atheismus, die Gott und Natur gleichsetzt. Eben jene Vorstellung führt Goethe schließlich auch zu Spinoza und zeigt sich in dessen Briefroman „Die Leiden des jungen Werthers“ als literarische, ästhetische Umsetzung.

Zu viel Interpretation

Irvin David Yalom wurde 1931 als Sohn russisch-jüdischer Einwanderer in Washington D.C. geboren. Nach dem Studium der Medizin widmete er sich vor allem der Psychoanalyse. Er gilt als einer der bedeutendsten US-amerikanischen Psychoanalytiker mit einer starken Neigung zu philosophischen Themen. Gerade seine literarischen Werke feiern weltweit große Erfolge. Die charakteristische Verbindung von psychoanalytischem und historischem Stoff, welche vor allem in „Und Nietzsche weinte“ anschaulich umgesetzt wurde, gelingt in dem vorliegenden Werk jedoch nur bedingt.

Um Zugang zur Psyche seiner Protagonisten Spinoza und Rosenberg zu finden, erfindet Yalom zwei weitere Personen: Franco Benitez und Friedrich Pfister. Über diese beiden Charaktere dringt Yalom selbst in die Geschichte ein. Franco tritt als Freund Spinozas auf und unterstützt diesen bei der

Ausgestaltung seines philosophischen Grundgerüsts. Er scheint dabei überaus bewandert in psychoanalytischer Theorie: „Vielleicht kann ich dies und das bei Bento Spinoza entdecken, was er selbst nicht entdecken kann (...) Ihr eigenes Selbst steht Ihnen im Weg und behindert Ihre Sicht.“ (S. 440) So interpretiert Franco beispielsweise die (historisch belegte) frauenfeindliche Einstellung Spinozas als Ergebnis frühkindlicher Prägungen.

Hier zeigt sich eine Tendenz des Romans, gesellschaftliche Gewalt(en) in gewisser Weise zu pathologisieren und versuchsweise individuell zu korrigieren. Spinozas Sexismus gegen Frauen wird unter Zuhilfenahme der Figur des Franco aus heutiger Perspektive be- und zu Recht verurteilt, aber meines Erachtens nicht zeithistorisch eingeordnet und somit individualisiert.

Yalom reflektiert seine Begeisterung für männliche und in erheblichem Maße frauenfeindliche Philosophen in seinen Romanen. Nietzsche, Schopenhauer und nun Spinoza werden von ihm unter diesem Aspekt therapeutisch betrachtet und kriegen korrigierende, fiktive Charaktere zu Seite gestellt. Eben jene Funktion erfüllen Franco Benitez und seine emanzipierte Ehefrau Sarah. Durch diese Konzeption der Romane wird in Ansätzen eine pro-feministische Relektüre der titelgebenden Philosophen ermöglicht, gleichzeitig kann dies zu einer rehabilitierenden Verklärung frauenfeindlicher Tendenzen führen.

Die Therapie des Antisemitismus

Der zweite Handlungsstrang des Romans betrifft wie erwähnt die Lebensgeschichte Alfred Rosenbergs. Das Konzept ist nahezu dasselbe. Auf sehr deutlich konstruierte Weise tritt Friedrich Pfister – studierter Psychoanalytiker – in das Leben Rosenbergs. Trotz gegenseitiger Sympathie kommt es mehrmals zu Konflikten zwischen den beiden aufgrund des „jüdischen Charakters“ der Psychoanalyse. Im Laufe der Geschichte beginnt Pfister schließlich Rosenbergs Antisemitismus therapeutisch anzugehen:

„Es gibt viele, die dieses Gefühl der Minderwertigkeit nicht akzeptieren können und es damit kompensieren, dass sie einen Überlegenheitskomplex entwickeln, der nichts anders als die Kehrseite derselben Medaille ist. Alfred, ich glaube, dass diese Dynamik bei dir im Spiel sein könnte. Wir haben darüber gesprochen, wie unglücklich du als Kind warst und dass du dich nirgends zu Hause fühltest, dass du unbeliebt warst und dich darum bemühtest, zum Teil auch deshalb Erfolg zu haben, um ,es ihnen zu zeigen‘ - weißt du noch?“ (S. 346)

Der Antisemitismus Rosenbergs wird schließlich radikalisiert: „Alfred, uns allen gefällt es, die Juden zu hassen, aber bei dir ist eine solche ... solche Inbrunst dahinter.“ (S. 131) Eben jene dämonische Form des Judenhasses ist der Fokus dieses Handlungsstranges. Die Verantwortung an der Shoah wird in den Nazigrößen, hier exemplarisch am Beispiel des NS-Ideologen Rosenbergs, gesucht. Jeglichen subtileren und dadurch nicht weniger wirkungsmächtigen Ausprägungen des Antisemitismus wird leider keine Beachtung geschenkt.

Die Gestaltung des Charakters Rosenbergs basiert einerseits auf den bekannten biographischen Fakten und andererseits auf Elementen der Psychoanalyse nach Freud. Die *alleinige* Verwendung der Psychoanalyse als Gesellschaftskritik ist zu Recht keineswegs unumstritten. In der Kritischen Theorie und auch im Poststrukturalismus hat sie jedoch Eingang und produktive Weiterentwicklungen gefunden.

Vermutlich berufsbedingt scheint Yalom die Psychoanalyse eher als individuelle Therapieform anstatt als Gesellschaftstheorie aufzufassen. Die der Psychoanalyse bedingt inhärente Möglichkeit, Antisemitismus als Massenphänomen aufzufassen, wird im Roman durch die Konzentration auf die Person Rosenberg leider nicht genutzt. Eben die Frage, warum es allen gefiel, die Juden zu hassen, wird übergangen und durch den altbekannten Fokus auf die vermeintlich bedeutsamen Täter ersetzt. Die Möglichkeit der individuellen Therapie der Ideologie Antisemitismus kann vermutlich

nur als wenig Erfolg versprechend eingeschätzt werden. Das letztendliche Scheitern Pfisters könnte in diesem Falle als Reflexion der Methodik gelesen werden.

Fazit

Die besondere Bedeutung und Bekanntheit der Schriften Irvin Yaloms liegen zu einem nicht geringen Teil darin, dass sie als populär-philosophische und -psychoanalytische Einführungen gelten. Eben dies erfüllt der Roman. Der religionskritische Teil der Philosophie Spinozas wird in dem Werk auf anschauliche Weise dargelegt und regt zu einer weiterführenden Lektüre der Schriften des Philosophen an. Yaloms Erfolgskonzept geht in diesem Roman jedoch nicht auf. Die persönliche Faszination des Autors für Spinoza führt ihn selbst schließlich zu weit in die Geschichte hinein. Darüber hinaus verliert die liebevolle Hommage auf Spinoza durch die Überbetonung des Alfred Rosenberg an Wirkung. Erst der Naziideologe scheint dem ex-jüdischen Philosophen eine Bedeutung zu verleihen.

Abschließend lässt sich festhalten, dass es sich bei „Das Spinoza-Problem“ von Irvin Yalom nicht unbedingt um einen sehr guten Roman, doch um ein durchaus lesenswertes, wenn auch äußerst strittiges, (politisches) Werk handelt, das Raum für interessante Diskussionen über Judentum, Religion(-skritik), Sexismus, Antisemitismus und Psychoanalyse eröffnet. Es bleibt jedoch zu hoffen, dass Yalom in naher Zukunft zu der Qualität eines Romans wie „Und Nietzsche weinte“ zurückfindet.

Irvin D. Yalom 2012:
Das Spinoza-Problem.
Verlagsgruppe Random House GmbH, München.
ISBN: 978-3-442-75285-0.
480 Seiten. 22,99 Euro.

Zitathinweis: Paul Gensler: Im Therapiegespräch mit Spinoza. Erschienen in: Kriegerischer Frieden. 24/ 2012. URL: <https://www.kritisch-lesen.de/c/1094>. Abgerufen am: 02. 01. 2019 22:35.

Ein Blick in die Geschichte der Diktaturen



Stefan Plaggenborg
Ordnung und Gewalt
Kemalismus - Faschismus - Sozialismus

In „Ordnung und Gewalt“ entwirft der Autor einen umfangreichen Vergleich zwischen Kemalismus, Faschismus und Bolschewismus, wobei die Umsetzung wenig überzeugt.

Rezensiert von [Ismail Küpeli](#)

Die Türkei erlebt seit einigen Jahren eine zunehmende politische Bedeutung, angetrieben nicht zuletzt durch eine ökonomische Wachstumsphase. Dies korrespondiert mit einer intensiveren Beschäftigung mit der Geschichte und Gegenwart des Landes in Europa. Während etwa der Kemalismus, die lange vorherrschende Staatsideologie in der Türkei, bis dahin eher ein Thema für Türkei-ExpertInnen war, hat sich dies in den letzten Jahren geändert. Statt einer isolierten Betrachtung gewinnen vergleichende und kategorisierende Zugänge an Bedeutung, bei denen die türkische Geschichte in eine europäische Geschichte eingebettet wird.

Auf den ersten Blick scheint sich die Publikation Stefan Plaggenborgs, einem Professor für sowjetische und russische Geschichte, hier einzureihen. Angestrebt wird ein Vergleich zwischen Kemalismus, italienischem Faschismus und Bolschewismus beziehungsweise Stalinismus. Dies ist eine neue Herangehensweise, weil der Kemalismus und der türkische Nationalismus gemeinhin eher mit anderen nationalistischen Ideologien verglichen werden und ein Vergleich zu den Staatsideologien der Sowjetunion nicht bekannt ist.

Plaggenborg entgeht der Gefahr, Faschismus und Stalinismus gleichzusetzen – anders als viele AutorInnen, die beim Vergleich anfangen und bei plumper Gleichsetzung ankommen. Allerdings ist ein systematischer Vergleich ebenfalls nicht zu finden. Stattdessen wird die Geschichte der drei Regime in thematisch aufgeteilten Kapiteln parallel erzählt, wobei der Autor anekdotenhaft von einem Land zum nächsten wechselt. Hypothesen, die aus einer vergleichenden Perspektive geprüft werden, werden nicht formuliert. Gegen Definitionen und Kategorisierungen wendet sich der Autor explizit und möchte mit „wechselnden Fokussierungen“ (S. 33) arbeiten, wodurch es für LeserInnen nicht einfacher wird, die Gedankengänge nachzuvollziehen. Andere Lesehilfen, wie etwa ein zusammenfassendes Schlusskapitel, sind kaum zu entdecken. Insofern ist es schwierig, sich zu den unterschiedlichen Argumenten und Ansätzen der Autors zu positionieren, wie etwa zu der These, dass unter den drei Regimen lediglich dem kemalistischen eine unblutige Transformation von einem autoritären Regime zu einer Demokratie gelungen sei. Diese Annahme ließe sich besser diskutieren, wenn der Autor darauf eingehen würde, dass es nach dem Übergang in ein Mehrparteiensystem insgesamt drei offene Militärputsche gab, die zu jeweils unterschiedlich langen Diktaturen führten. Die Diskussion um den Zusammenhang zwischen dem Kemalismus und der Einmischung des Militärs in die Politik wäre nicht zuletzt notwendig, weil die Putschisten die Aussetzung der Demokratie mit der Bewahrung der kemalistischen Staatsidee legitimierten.

Erkenntnisreicher sind die kritischen Kommentare des Autors gegenüber der bisherigen Türkei-forschung. Plaggenborg skizziert inhaltliche Schwächen und Ungenauigkeiten, wie etwa das Problem, dass der Kemalismus von vielen AutorInnen vorschnell als korporatistisch bezeichnet wird, obwohl ein Verbändesystem zu diesem Zeitpunkt gar nicht existierte. Ebenso lesenswert ist

die Rekapitulation der sowjetischen Forschung über den Kemalismus, die nach der Ansicht des Autors ein stärkeres Gespür für die gesellschaftlichen Prozesse und Strukturen in der Türkei gehabt habe.

Die Publikation bietet keine systematische Analyse, lässt sich aber als Anregung für weitere Forschungsfragen nutzen. Dies wird allerdings dadurch etwas erschwert, dass insbesondere bei der Darstellung der türkischen Geschichte auffällige Fehlstellen existieren. So wird etwa die Niederschlagung des Dersim-Aufstandes 1937-38 als der einzige Massenmord in der kemalistischen Phase erwähnt, während andere Massaker und Vertreibungen wie etwa nach dem Scheich-Said-Aufstand 1925 unerwähnt bleiben (vgl. Bruinessen 2003). Die nationalistischen und rassistischen Tendenzen im Kemalismus werden nicht genug beachtet (vgl. Guttstadt 2008). Über die ambivalente Haltung der kemalistischen Staatsführung gegenüber pantürkistischen und turanistischen Bewegungen während des Zweiten Weltkrieges erfährt man bei Plaggenborg ebenfalls wenig.

Die LeserInnen, die sich bis dahin nicht intensiv mit der türkischen Geschichte befasst haben, werden neben der Lektüre von „Ordnung und Gewalt“ eine umfassende Darstellung der türkischen Geschichte (vgl. Zürcher 2004) benötigen, um die Argumente des Autors sinnvoll einordnen und bewerten zu können. Eine Leseempfehlung kann insofern nur mit Einschränkungen gegeben werden.

Zusätzlich verwendete Literatur

van Bruinessen, Martin 2003: Agha, Scheich und Staat. Politik und Gesellschaft Kurdistans. Edition Parabolis, Berlin.

Guttstadt, Corry 2008: Die Türkei, die Juden und der Holocaust. Assoziation A, Berlin.

Zürcher, Erik J. 2004: Turkey: A Modern History. I. B. Tauris, London.

Stefan Plaggenborg, der Autor des Buches "Ordnung und Gewalt. Kemalismus - Faschismus - Sozialismus" hat der kritisch-lesen.de-Redaktion folgenden Leserbrief geschrieben, den wir dokumentieren:

Sehr geehrte Damen und Herren,
mit Verwunderung habe ich die Rezension meines Buches "Ordnung und Gewalt". Kemalismus - Faschismus - Sozialismus" von Ismail Küpeli gelesen. Ich habe nichts gegen schlechte Meinungen über mein Buch, aber sie sollten nicht mit Verdrehungen, Entstellungen und Falsifikationen begründet werden. Deswegen möchte ich Ihnen schreiben.

1. Der Rezensent ist zu der Meinung gekommen, die Geschichte der drei Regime werde parallel und anekdotenhaft erzählt. Die Einleitung und besonders der erste Abschnitt von Kapitel 1 "Über den Vergleich" sagt das Gegenteil. Dort wird explizit erklärt, dass die Geschichte der drei Regime nicht als parallele Geschichte erzählt werden soll und dass der Vergleich sich auf das verglichene Dritte (tertium comparationis) bezieht. Dem Rezensenten hätte auffallen müssen, dass die einzelnen Kapitel die Vergleichsperspektive dort durchhalten, wo dies sinnvoll erschien. An manchen Stellen bin ich davon abgegangen, und zwar mit genannten Gründen.

2. Der Rezensent bemängelt, dass ich die drei Militärputsche nicht erwähnt habe. Nun steht im letzten Kapitel, "(d)reimal sah sich ... das Militär veranlasst, gegen die Regierungen zu putschen (1960, 1971, 1980)." (S. 359). Diese Meinung übersieht, dass ich - im letzten Kapitel mit Gründen versehen - den Vergleich nur sinnvoll bis 1945 anstellen kann, da der italienische Faschismus abgetreten war. Die Putsche liegen außerhalb meiner Untersuchung, aber ich weise doch gerade in den buchstäblich letzten Zeilen des Buches auf ihre Problematik hin.

3. Der Rezensent bemängelt, ich hätte nur den Dersim-Aufstand von 1937 als Gewaltakt berücksichtigt. Aber auf den Seiten 132-136 werden die Gewaltakte genannt; ganz besonders wird der vom Rezensenten angeführte Scheich Said-Aufstand, von dem Rezensent behauptet, ich hätte ihn nicht zur Kenntnis genommen, in den Kontext der Entstehung der kemalistischen Diktatur gestellt, und zwar (mit den Worten des Türkeihistorikers Zürcher) als "real turning point in modern Turkish history".
4. Das Buch enthält ein ganzes Kapitel über die Gewalt. Wenn der Rezensent auch nur einen Blick hineingeworfen hätte, dann wäre ihm vielleicht aufgefallen, dass dort einiges über das Gewalthandeln der Kemalisten zu finden ist. Ich kann den Inhalt hier nicht wiederholen. Wer jedoch das Kapitel liest, der wird auch den Vorwurf, ich hätte die Gewalt nach dem Scheich Said-Aufstand weggelassen, vollständig entkräftet finden.
5. Was die Nichtbeachtung der "nationalistischen und rassistischen Tendenzen" (Küpeli) im Kemalismus angeht, so ist das völlig unsinnig, denn das ganze Buch bezeichnet die Kemalisten als Nationalisten. Über die Anwendung des Rassismus-Begriffs im Kemalismus kann man vortrefflich streiten. Aber mal eben so behaupten, der Kemalismus sei rassistisch gewesen, um dann sagen zu können, das Buch habe diesen Aspekt nicht genügend gewürdigt, ist methodisch mindestens fragwürdig.
6. Zu der vom Rezensenten angegebenen Literatur: Alle drei Autoren sind ausgiebig in meinem Buch vorgekommen. Dass ich keine allgemeine Geschichte der Türkei schreiben wollte, steht im ersten Satz des Buches. Im übrigen darf ich darauf hinweisen, dass es sich um ein Buch handelt, das den italienischen Faschismus und den Sozialismus sowjetischer Prägung vergleichend in den Blick nimmt. Leider finde ich dieses zentrale Anliegen, von einer Floskel abgesehen, in keiner Weise zur Kenntnis genommen. Müsste eine Buchbesprechung aber nicht auf den eigentlichen Inhalt des Buches eingehen?

Mit freundlichen Grüßen
Stefan Plaggenborg

Stefan Plaggenborg 2011:
Ordnung und Gewalt. Kemalismus - Faschismus - Sozialismus.
Oldenbourg Verlag, München.
ISBN: 978-3-486-71272-8.
436 Seiten. 39,80 Euro.

Zitathinweis: Ismail Küpeli: Ein Blick in die Geschichte der Diktaturen. Erschienen in: Kriegerischer Frieden. 24/ 2012. URL: <https://www.kritisch-lesen.de/c/1095>. Abgerufen am: 02. 01. 2019 22:35.

Lizenzhinweise

Copyright © 2010 - 2019 kritisch-lesen.de Redaktion - Einige Rechte vorbehalten

Die Inhalte dieser Website bzw. Dokuments stehen unter der [Creative Commons Namensnennung-NichtKommerziell-KeineBearbeitung 3.0 Deutschland Lizenz](#). Über diese Lizenz hinausgehende Erlaubnisse können Sie über unsere [Kontaktseite](#) erhalten.

Sämtliche Bilder sind, soweit nicht anders angegeben, von dieser Lizenzierung ausgeschlossen! Dies betrifft insbesondere die Abbildungen der Bücher und die Ausgabenbilder.

